



## Jahresbericht 2019

Denkmalpflege des Kantons St.Gallen  
Denkmalpflege der Stadt St.Gallen

Fokus: Vertikale und Verdichtung

Kanton St.Gallen

Departement des Innern  
Amt für Kultur  
Denkmalpflege  
St. Leonhard-Strasse 40  
9001 St.Gallen  
Telefon 058 229 38 71  
denkmalpflege@sg.ch  
www.denkmalpflege.sg.ch

Stadt St.Gallen

Denkmalpflege  
Stadtplanungsamt  
Amtshaus  
Neugasse 3  
9004 St.Gallen  
Telefon 071 224 56 60  
denkmalpflege@stadt.sg.ch  
www.denkmalpflege.stadt.sg.ch

### Vertikale und Verdichtung

San Gimignano – oder das «mittelalterliche Manhattan», wie das toskanische Städtchen auch genannt wird – ist bekannt durch seine Geschlechtertürme. Von den im 13. Jahrhundert entstandenen 72 Türmen stehen noch heute 15 Exemplare. Teilweise sind sie über 50 Meter hoch: Zeichen der Macht rivalisierender Patrizierfamilien. Sie entstanden auch in anderen toskanischen Städten, verschwanden aber grossteils wieder mit der abnehmenden Bedeutung ihrer Besitzer. Im Vergleich zu den ebenfalls repräsentativen Palästen anderer Epochen boten die Türme einen dürftigen Wohnkomfort und waren auch anderweitig kaum nutzbar.

Auch heute sind Wohn- und Gewerbebauten mit einem vergleichsweise geringen Fussabdruck und einer zweistelligen Stockwerkzahl im Grunde unsinnig. Zur ökonomischen Fragwürdigkeit (Erschliessung, Statik) gesellen sich räumlich/städtebauliche und auch physiognomische Schwierigkeiten. Zwar wird das vertikale Bauen immer wieder als sinnvolle Massnahme des Verdichtungsbedarfes in unseren Siedlungsräumen bezeichnet. Einer seriösen fachlichen Betrachtung kann diese Bauform aber kaum standhalten. Eine markante Fernwirkung und ein entsprechender Orientierungswert kann Türmen im Siedlungswusel freilich nicht abgesprochen werden. Weit schwerer wiegt aber die mangelhafte (Stadt-)Raumbildung von Hochhäusern. Vertikal ausgerichtete Bauten sind durchaus geeignet, Landmarken und Orientierungspunkte zu bilden. Ausseraum definierenden Wert kommt ihnen aber nur bei ganz bewusster Setzung zu (Piazza del Campo Siena, Bahnhofplatz St.Gallen). Dabei sind genau im dichten Siedlungsgebiet platzbildende Elemente von zunehmender Bedeutung.

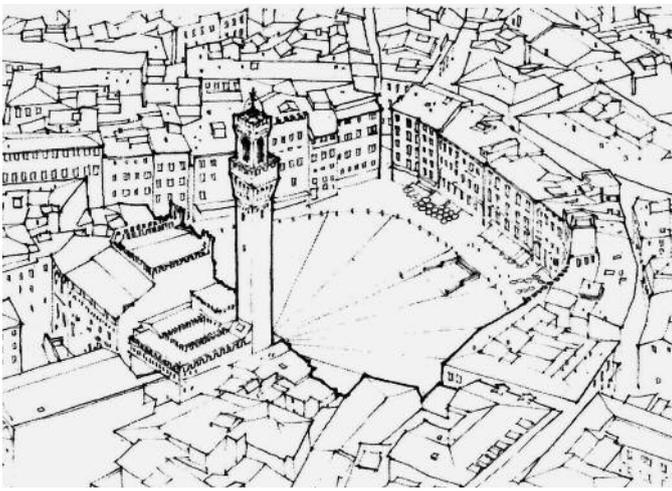
Und dennoch: Kaum eine andere Bauform vermag uns derart zu faszinieren und emotional anzusprechen wie der Turm. Einen solchen zu bezwingen und danach die erhabene Aussicht zu geniessen, gehört zum «Muss» eines jeden Stadtbesuches. Um den Reiz, die städtebauliche Kraft und die identitätsstiftende Wirkung von Turmbauten zu erzielen und zu erhalten, bedarf deren Einsatz freilich einer grossen planerischen Disziplin.



Michael Niedermann.  
Foto: Thomas Hary, Speicher.



San Gimignano, Italien: horizontbildende Machtsymbole. Foto: Vignaccia76, Wikipedia.



Piazza del Campo, Siena, Italien: fokussierender Turm am Platz. Zeichnung: Francis D. K. Ching.



Bahnhofplatz St.Gallen: Postturm als Gelenk. Foto Marburg um 1920, Archiv Kantonale Denkmalpflege.

Ebenso bedeutend wie das offensichtliche Bauen in die Vertikale ist für die Entwicklung unserer Siedlungsgebiete die aktuelle Verdichtungsdebatte. Diese erlebt allerdings eine seltsame Konjunktur. So stehen vermehrt unsere ohnehin schon tendenziell dichten Ortskerne unter einem Erneuerungsdruck. Wenngleich in weiten Teilen der Bevölkerung ein breites Verständnis dafür herrscht, dass der Erhalt hochkarätiger Ortsbilder im substanziellen Erhalt der einzelnen Häuser besteht, wird immer wieder (vor allem von Investorensseite) der Bedarf für Ersatzbauten angemeldet. Allein die angemessene Einfügung unter dem Erhalt von Struktur, Typologie, Dachform etc., wie sie von den Schutzverordnungen gefordert und von zahlreichen Planern mit vehementer Überzeugung umgesetzt wird, genügt aber in aller Regel nicht, um dem Anspruch des Erhalts der Identität und Einzigartigkeit gerecht zu werden. Zu oft entsteht daraus ein gar schlichter und lediglich «ortstypisch» aufgarnierter Zeiteuge. Interessant dazu ein Zitat von Max Frisch (Cum grano salis, in: Werk 40, 1953, S. 327), welches er auf die Bautätigkeit in der Stadt Zürich bezog: *Die Stadt unserer Vorfahren niederzureissen, um Platz zu haben für unsere eigene Stadt, wäre verrückt; es gäbe einen Sturm der Empörung. In der Tat machen wir das Verrücktere: wir verpfuschen die Stadt unserer Vorfahren, ohne dafür eine neue zu bauen.*

### Finanzielles

Im Laufe des Jahres 2019 konnten von der kantonalen Fachstelle wichtige Vorhaben begleitet und abgeschlossen werden (siehe Liste S. 5). Die Entflechtung der Verantwortlichkeiten in der Denkmalpflege, wonach der Kanton seit 2016 ausschliesslich schützenswerte Kulturgüter von kantonalen und nationaler Bedeutung (diese aber ohne Beteiligung der Gemeinden) unterstützt, führt dazu, dass die einzelnen Beiträge im Durchschnitt erheblich höher ausfallen und deshalb öfter über den Lotteriefonds finanziert werden müssen.

Insgesamt konnten 2019 an 90 Objekte Beiträge in der Gesamtsumme von rund 2 400 000 Franken verfügt werden. Davon entfallen ca. 400 000 Franken zulasten des Staatshaushaltes und ca. 2 000 000 Franken auf den Lotteriefonds. Zusätzlich konnten Beiträge des Bundes in der Höhe von 41 000 Franken zugesichert werden.



### Leitfaden der Denkmalpflege und Archäologie im Kanton St.Gallen

Der Leitfaden, erstmals im Jahr 2016 herausgegeben, wurde zum Jahresanfang 2019 den Gemeinden zur Verfügung gestellt. In der aktuellen Version sind die neuesten Gesetzesgrundlagen (Planungs- und Baugesetz PBG vom Juli 2016 und Kulturerbe-gesetz KEG vom Juni 2017) inklusive der entsprechenden Verordnungen berücksichtigt. Die Online-Version kann von unserer Website ([www.denkmalpflege.sg.ch](http://www.denkmalpflege.sg.ch)) heruntergeladen werden.

Der Schutz von Baudenkmalern und archäologischen Denkmälern ist eine Verbundaufgabe von Bund, Kanton und Gemeinden. Das neue PBG und das neue KEG enthalten verschiedene Neuerungen zum Schutz von Baudenk-

mälern sowie von archäologischen Denkmälern und Funden. Ziel des Leitfadens ist es, einen gut zugänglichen Überblick zu schaffen zu den komplexen rechtlichen Rahmenbedingungen im Bereich Heimatschutz, ergänzt um Hilfsmittel für die Praxis (Informationsblätter, Musterformulare, fachtechnische Merkblätter).

Ende 2019 wurde von Bernhard Ehrenzeller und Walter Engeler (Hrsg.) zusammen mit einem fachspezialisierten Autorenteam ein Handbuch zum aktuellen Heimatschutzrecht veröffentlicht. Darin enthalten ist eine Kommentierung des Rechts der Bau- und archäologischen Denkmäler des Kantons St.Gallen. Dieses Standardwerk erklärt die Verantwortlichkeiten in der denkmalpflegerischen Arbeit sowohl auf kantonaler als auch auf kommunaler Ebene äusserst kompetent.

### Personelles

Die Grundleistungen der Fachstelle werden mit 410 Stellenprozenten abgedeckt. Diese verteilen sich auf Michael Niedermann, dipl. Architekt FH SWB (Leitung), Dr. phil. Moritz Flury-Rova, Kunsthistoriker (stellvertretende Leitung, wissenschaftliche Grundlagen), Irene Hochreutener, lic. phil. Kunsthistorikerin (Bauberatung), Regula M. Graf-Keller, dipl. Architektin FH (Bauberatung), Karin Sander, Architektin (Bauberatung), Menga Frei (Bibliothek & Dokumentation), Oliver Orest Tschirky, lic. phil. & lic. rer. publ. (Rechtsgrundlagen, auch für die Kantonsarchäologie), und Ornella Galante (Administration, Rechnungsführung, auch für die Kantonsarchäologie). Im Rahmen eines Lotteriefondsprojektes arbeitet die Kunsthistorikerin Dr. Carolin Krumm in unserem Team an einem Kunstdenkmälerband über die Region Werdenberg. Raphaela Fankhauser-Künzli unterstützte uns in der Bauberatung, Claudia Jarnig bei der elektronischen Geschäftsführung und Anna-Maija Müller bei der Bereinigung und Aktualisierung von Fotoarchiv und Datenbank. Eine wertvolle Stütze waren uns auch in diesem Jahr die Zivildienstleistenden Valentin Lukacs, Jonathan Schmidmeister, Adrian Läser, Otavio Andrezinho und Jonas Güntensperger.

Oliver Tschirky hat unser Team im November infolge Stellenwechsels zur Denkmalpflege des Kantons Zug verlassen. Wir haben seine grosse fachliche Unterstützung, insbesondere auf dem Gebiet der Rechtsgrundlagen und -beurteilungen, und seine Menschlichkeit und Kollegialität im Team, ausserordentlich geschätzt. Dafür möchten wir an dieser Stelle unseren grossen Dank aussprechen. Ab März 2020 ergänzt die Kunsthistorikerin Dr. phil. Eva Zangger unser Team der Bauberaterinnen.

Unsere Fachstelle betreut mit diesem bescheidenen Pensum jährlich rund 900 Objektberatungen. Das Spektrum umfasst dabei einzelne Stellungnahmen zu Kleinstvorhaben bis hin zu intensiven, mehrmonatigen Baubegleitungen mit Beitragsverfahren. Der Grund für die starke Zunahme der Fallzahlen ist in der Übergangsregelung zum neuen Planungs- und Baugesetz zu suchen. Bis die Gemeinden ihre Orts- und Schutzplanungen der neuen kantonalen Gesetzgebung angepasst haben, wird die Zuständigkeit für die denkmalpflegerische Beurteilung und die Bedeutung der schutzwürdigen Objekte in zahlreichen Einzelfällen abzuklären sein.



Das Team der Kantonalen Denkmalpflege im März 2020, v.l. n. r. Menga Frei, Raphaela Fankhauser-Künzli, Ornella Galante, Karin Sander, Regula M. Graf-Keller, Moritz Flury-Rova, Eva Zangger, Carolin Krumm, Irene Hochreutener, Michael Niedermann. Foto: Claudio Baeggli, St.Gallen.



Fotobüchlein 2019. Foto: Ladina Bischof, Arbon.



Vernissage der Fotoausstellung 2019 im Museum Prestegg Altstätten. Foto: Ladina Bischof, Arbon.

### Öffentlichkeitsarbeit

Für den Jahresbericht zum Jahr 2018 und für den Fotowettbewerb 2019 hat unsere Fachstelle den Fokus auf das Thema Farbe gesetzt.

Ein bemerkenswerter Erfolg war am 13. September 2019 die Vernissage zu unserer Fotoausstellung im Hof des Museums Prestegg in Altstätten. Unter dem Thema Farbe in der gebauten Umwelt versammelte sich eine beachtliche Besucherschar, feierte die Sieger des Wettbewerbes, folgte Meinrad Gschwend auf einem Stadtpaziergang durch Altstätten und lauschte den erfrischenden Alphornklängen von Enrico Lenzin. Die Resultate des Fotowettbewerbs wurden wieder in einem kleinen, attraktiven Büchlein publiziert. Allen Beteiligten, insbesondere dem Büro Sequenz und den Verantwortlichen des Museums, danken wir herzlich für die Unterstützung und das Gastrecht.

Der Verein Domus Antiqua Helvetica hielt am letzten Augustwochenende seine Hauptversammlung in Appenzell ab, auf den anschliessenden Rundfahrten wurden auch zahlreiche Schutzobjekte im Toggenburg und in Werdenberg besucht; zu diesem Anlass entstanden zwei attraktive Broschüren (Bulletin No 69 und Begleitpublikation Jahresversammlung).

Am 20. November hielt Moritz Flury-Rova im Stadtmuseum Rapperswil ein Referat über den Wandel in der Wahrnehmung und im Umgang mit der Altstadt im Verlauf des 20. Jahrhunderts.

### Ausblick

Die neue, stabilere Basis, welche das neue Planungs- und Baugesetz und das neue Kulturerbe-gesetz für die Pflege des Kulturerbes auf Kantonsebene geschaffen hat, bedeutet in der praktischen Umsetzung und der langfristigen Übergangsphase für die Fachstelle eine grosse Belastung. Insbesondere die beiden Haupt-Beteiligten dieser Verbundaufgabe, die Gemeinden und der Kanton, sind dazu in einem intensiven, konstruktiven Dialog. Wir stellen erfreulicherweise fest, dass sich dabei zunehmend ein «courant normal» einspielt hat, und wir danken den zahlreichen Gemeinde- und Kantonsbehörden an dieser Stelle für die partnerschaftliche Zusammenarbeit.

Die Bauberatungstätigkeit als eigentliches Kern- und Alltagsgeschäft der Fachstelle wird sich aber auch im Jahr 2020 am Kapazitätslimit bewegen – wir bitten um Nachsicht.

Das Jahresthema *Vertikale und Verdichtung* der europäischen Tage des Denkmals haben wir dieses Jahr mit dem Fokus zum vorliegenden Jahresbericht aufgenommen und werden auch den diesjährigen Fotowettbewerb unter dieses Motto stellen.

Ich wünsche Ihnen im Namen des ganzen Teams der Kantonalen Denkmalpflege beim Durchblättern des Jahresberichtes eine spannende Lektüre, gute Unterhaltung und den einen oder anderen gedanklichen Anstoss zum Umgang mit unserem baulichen Kulturerbe.

## Abgeschlossene Renovationen mit Beitragszahlungen 2019

### Altstätten

Kath. Kirche St. Nikolaus: Aussenrenovation  
Obergasse 4/6: Fassaden- und Dachrenovation

### Au

Hauptstrasse 6, Blaues Haus: Gesamtrenovation

### Bad Ragaz

Ref. Kirche: Innen- und Aussenrenovation  
Bahnhofstrasse 22, Primarschulhaus: Gesamtrenovation

### Balgach

Kath. Kirche hl. Drei Könige: Innenreinigung  
Grünensteinstrasse, Schlosstorkel: Gesamtrenovation  
Schlossstrasse 213, Gärtnerhaus Schloss Heerbrugg: Renovation

### Berneck

Obere Mühle 504: Fassadenrenovation

### Bütschwil-Ganterschwil

Ganterschwil, kath. Kirche St. Petrus und Paulus: Fassadenrenovation

### Degersheim

Feldeggstrasse 9, Villa Grauer: Fensterersatz  
Taastrasse 11, Fabrik Grauer: Dachrenovation

### Eggersriet

Grub: kath. Kirche St. Johannes Baptist: Sanierung Hausschwammbefall

### Eschenbach

Neuhaus, Kapelle St. Jakobus: Innen- und Aussenrenovation

### Flawil

Ref. Kirche Feld: Restaurierung Goll-Organ

### Gaiserwald

Abtwil, kath. Pfarrhaus: Gesamtrenovation

### Gams

Gasenzen, Kapelle Maria Hilf: Innenreinigung

### Goldach

Kath. Kirche St. Mauritius: Innenreinigung  
Brunnenstrasse 1: Fensterersatz 2. Etappe

### Grabs

Werdenberg, Städtli 3: Innenrenovation

### Hemberg

Bächli, Bruggstrasse 9, Rotes Haus: Renovation Klebdächer, Schindeln

### Kirchberg

Gähwil, kath. Kirche der hl. Dreifaltigkeit: Renovation Fassade und Stützmauern  
Schalkhusen, Mitteldorfstrasse 13: Fassadenrenovation

### Lichtensteig

Loretokapelle: Fassadenrenovation und Turmdach

### Lütisburg

Alte Thurbrücke: Dachrenovation

### Muolen

Hueb 127: Fenster Giebelseite

### Nesslau

Kasten-Bühl 181: Renovation

### Niederbüren

Kath. Pfarrkirche St. Michael: Instandstellung Altäre

### Oberriet

Kath. Kirche St. Margaretha: Innenreinigung  
Staatsstrasse 92, Rathaus: Renovation Treppenhaus  
Kriessern, Kirchdorfstrasse 25, Gasthaus Adler: Aussenrenovation

### Pfäfers

Klosterkirche St. Maria Assumpta: Dachrenovation  
Ehem. Kloster, Klinik St. Pirminsberg: Fassadenrenovation und Umgestaltung Klostergarten

### Quarten

Murg, Denkmal Heinrich Simon: Restaurierung

### Rapperswil-Jona

Rapperswil, Rebhüsli Lindenhof: Gesamtrenovation

### Rheineck

Rorschacherstrasse 15, Löwenhof: Renovationen  
Töberstrasse 4, Schloss Dufour: Restaurierung Mauern, Tore

### Rorschach

Kirchstrasse 10: Fassaden- und Dachrenovation  
Seestrasse 4, Café Schnell: Renovation

### St. Gallen

Kloster Notkersegg: Innenrenovation Refektorium, Innereinigung  
Klosterkirche  
Ref. Kirche St. Laurenzen: Restaurierung Orgelgehäuse  
Ref. Kirche Linsebühl: Renovation mechanisches Uhrwerk  
Bahnhofplatz 1a, Verwaltungsgebäude SOB: Umnutzung zu Restaurant  
Burggraben 26: Fassadenrenovation  
Gallusstrasse 18, Haus zur Rose: Renovation Treppenhaus  
Gallusstrasse 28: Fenstersanierung  
Greithstrasse 8, Offenes Haus: Fassadenrenovation  
Hinterlauben 6, Haus zum Mohren: Fenstersanierung  
Hochwachtstrasse 15, Villa Malta: Fassadenrenovation  
Klosterhof 6, 6e, 6f: Fensterrenovation  
Metzgergasse 17: Fassadenrenovation  
Neugasse 43: Renovation Wohnung 4. Obergeschoss  
Rorschacherstrasse 255, kath. Pfarrhaus St. Maria Neudorf: Sanierung Einfriedungen  
Rorschacherstrasse 257, Pfarreiheim St. Maria Neudorf: Innenrenovation  
St. Georgenstrasse 91: Fassadenrenovation  
St. Georgenstrasse 94: Fassadenrenovation  
Singenbergstrasse 23: Renovation Westfassade  
Spisergasse 11, Haus zur Flasche: diverse Restaurierungen  
Tigerbergstrasse 26, Villa Fiorino: Fensterreparatur

### Sargans

Ratellerstrasse 48, Hof Ratell: Brunnen, Hofraum, Scheune

### Sennwald

Salez, Unterdorf 4, Zehntenhaus: Gesamtrenovation

### Sevelen

Histengass 60: Teilrenovation

### Steinach

Kath. Kirche St. Jakobus d. Ä. und Andreas: Fassadenrenovation und Notsicherung Decke

### Walenstadt

Kath. Kirche St. Luzius und Florinus: Innenreinigung  
Ref. Kirche: Renovation Kirchgarten  
Alte Kapelle St. Wolfgang: Restaurierung Freskofragmente  
Loftstrasse 6: Umweltschäden an Mammutbaum  
Rathausstrasse 1, Altes Rathaus: Innenrenovation  
Seestrasse 106, Schneelihaus: Umnutzung

### Wattwil

Kloster Maria der Engel: diverse Renovationen  
Wilerstrasse 71, Haus zum Mohren: Renovation

### Weesen

Kloster Maria Zuflucht: Renovation Priesterwohnung  
Flügetstrasse 16, Landhaus Flymatt: Gesamtrenovation  
Im Städtli 1: Fassadenrenovation  
Im Städtli 40: Dachrenovation

### Wil

Kloster St. Katharina: Fassadenrenovation Süd  
Hof zu Wil: Vorprojekt 3. Etappe  
Bergtalweg 3: Renovation Dachgaube  
Fürstenlandstrasse 5 und 5a: Dach- und Innenrenovation  
Kirchgasse 11: Fassaden- und Dachrenovation  
Konstanzerstrasse 36: Gesamtrenovation  
Marktstrasse 48: Gesamtrenovation  
Toggenburgerstrasse 7, Restaurant Bären: Aussenrenovation  
Tonhallestrasse 5: Fassadenrenovation  
Tonhallestrasse 7: Fassadenrenovation



Gotische Bohlenbalkendecke in Lichtensteig. Foto: Kantonale Denkmalpflege / Moritz Flury-Rova.

Immer wieder mal hält ein historisches Gebäude Überraschungen bereit. Manchmal unerfreuliche, etwa ein paar morsche Balken, doch immer wieder tauchen auch kleine Schätze auf. So kamen vor einem Jahr in einem sehr bescheidenen Altstadtthaus in Lichtensteig (Hauptgasse 4) völlig überraschend eine gotische Bohlenbalkendecke und ein aussergewöhnliches Täfer mit gotischer Masswerkschnitzerei hinter jüngeren Verkleidungen zum Vorschein. Die dendrochronologische Datierung ergab das Datum 1485. Im Barock wurde das Holzwerk bemalt. Mit dem Eigentümer wurde vereinbart, den sensationellen Fund auf Sicht zu lassen. Leider erfolgte während der Renovation ein Besitzerwechsel und die neuen Eigentümer folgten dem Brandschutzexperten, der eine vollständige Verkleidung anordnete. Vor vollendete Tatsachen gestellt, erachtete die Denkmalpflege das Wiederauspacken und Sichtbarlassen in einer Mietwohnung als grösseres Risiko und entschied, die Verkleidung zu belassen. So harret der einzigartige Befund einer neuerlichen Entdeckung durch eine kommende Generation.

*Hohe Bauten bilden die Ausnahme im Stadtgefüge. Das gibt ihnen eine herausragende Bedeutung. Aufgrund ihrer Sichtbarkeit bieten sie oftmals Fixpunkte in der Orientierung, sie kommunizieren mit der Landschaft, und als Ingenieurbauten dient ihre Höhe einem bestimmten Zweck. In der Diskussion um eine höhere Dichte werden Hochhäuser als Rezept diskutiert – doch ist dies wirklich der Weg, um weniger Boden zu verbrauchen? Ein Versuch über das Wesen der Vertikalität beim Bauen.*

Marko Sauer

Der Mensch ist ein Wesen des Horizonts. Über Jahrtausende haben wir unsere Augen primär darauf trainiert, Dinge zu erspähen und zu erkennen, die vor uns liegen – und nicht über uns. Wir sind auf den Horizont ausgerichtet. Eindrücklich belegt dies das Phänomen der sogenannten Mondtäuschung. Wenn der Mond auf- oder untergeht, scheint er wesentlich grösser zu sein als weiter oben am Firmament. Was natürlich eine Illusion ist, denn unser Trabant verändert seine Grösse nicht und die Schwankungen in der Distanz zur Erde reichen nicht aus, um das Phänomen zu erklären. Vielmehr hängt dies – zumindest laut einer der Theorien, die im Umlauf sind – offenbar mit der Wahrnehmung des Raumes zusammen, der uns umgibt. Wir nehmen diesen nicht als Halbkugel wahr, sondern als plattgedrückte Sphäre. Der Zenith scheint uns näher zu sein als der Horizont. Das Auge registriert zwar, dass der Mond immer gleich gross ist, aber für unser Gehirn steht er am Horizont weiter weg: Folglich muss er grösser sein als bei seiner Bahn über das näher scheinende Himmelszelt. Die Vertikale ist nicht unsere primäre Blickrichtung und bestimmt nicht unser vorrangiges Wirkungsfeld.

Und dennoch – oder gerade deswegen – fasziniert uns das Streben in die Vertikale. Wir scheuen nicht die Mühen und den enormen Aufwand, die mit dem Bauen in die Höhe einhergehen. Die Kosten für das Baugerüst steigen sprunghaft an, das Material lässt sich nur mit viel Aufwand anliefern, die Logistik wird komplex und eine wahre Herausforderung – man erinnere sich nur an die Gleit-schalung, die nötig war, um den Primetower in Zürich zu errichten. Zudem verschlechtert sich das Verhältnis von Nutz- zu Verkehrsfläche mit zunehmender Gebäudehöhe, da Fluchttreppenhäuser und Aufzugsanlagen einen immer grösseren Anteil der beschränkt zur Verfügung stehenden Geschossfläche beanspruchen. Was treibt den Menschen also dazu, den bequemen Horizont zu verlassen und in die Höhe zu bauen? Es muss sich um «Sicht» und «Sichtbarkeit» handeln, denn durch seine Höhe kann ein Turm beides bieten. Und an gewissen Orten auch um Fragen der Wirtschaftlichkeit und der Dichte. Doch darauf kommen wir später zu sprechen.

### **Der Turm im Stadtgefüge**

Wenn also Sicht und Sichtbarkeit im Zentrum stehen, dann handelt es sich in erster Linie um Aspekte in einem topographischen Massstab. Das Gebäude orientiert sich dann an wesentlich grösseren Strukturen, wie zum Beispiel an einem Geländeverlauf oder auch an einer Stadtlandschaft. Dann wächst das Bauwerk in einen anderen Zusammenhang hinein und es verweist über seine direkte Umgebung hinaus. Es nimmt einen Dialog auf mit Bergspitzen und



Aus dem dichten Gewebe der Stadt ragen die hohen Gebäude heraus. Sie schaffen ihren eigenen Zusammenhang und dienen der Orientierung in der Stadt. Blick über die Dächer St.Gallens gegen Westen.

Hügeln, mit Talflanken, Ebenen und Gewässern –, aber auch mit weiteren hohen Gebäuden, die aus dem «Tessuto» der Stadt herausragen. Diese Gebäude werden zu Orientierungspunkten und zu Objekten, die den Raum gliedern. Sie bilden den Massstab einer Stadt, schaffen einen Rhythmus in ihrer Kontinuität und sie prägen von Weitem die Skyline einer Siedlung: ob als Hochhäuser in Manhattan oder als Geschlechtertürme in San Gimignano (vgl. Abb. Seite 1).

Auch die Stadt St.Gallen kennt diesen Dialog der herausragenden Gebäude: zum Beispiel das Ensemble der Türme von Postgebäude, Fachhochschule, Bundesverwaltungsgericht und Rathaus. Diese schaffen einen übergeordneten Zusammenhang, der sich losgelöst vom Netz der Strassen und Bebauungsstrukturen bildet. Die Türme erzählen ihr eigenes Narrativ, das in diesem Fall von der Bedeutung der öffentlichen Gebäude in der Kantonshauptstadt handelt. Aldo Rossi, der berühmte Architekt und Erforscher der Stadt im 20. Jahrhundert, nannte solche Bauwerke «die primären Elemente». Sie bilden die Fix- und Fluchtpunkte in der Dynamik der Stadt und sie verleihen ihr ihre Identität und eine geschichtliche Kontinuität, denn natürlich kommunizieren diese Bauwerke – und damit die Institutionen, für die sie stehen – auch über die Jahrhunderte hinweg mit den anderen Fixpunkten. Zur Hauptsache mit den Kirchtürmen, die die Gotteshäuser markieren.

Die Türme und ihre Sichtbarkeit sind also ein vielschichtiges Phänomen. Das Bauen in der Vertikalen umfasst oft ebenso städtebauliche Dimensionen und planerische Aspekte wie es gesellschaftliche Fragen tangiert. Zum Beispiel dokumentiert der Wechsel von sakralen zu profanen Türmen den Übergang von einer religiös geprägten Gesellschaft zu einem laizistischen Staat. Und aufgrund der tendenziellen Langlebigkeit von hohen Gebäuden fallen diese meistens auch in die Betrachtung der Denkmalpflege. Dies allerdings oft nur reaktiv in der Form von deren Erhaltung und seltener bei der vorausschauenden Beurteilung von neuen Türmen in einem bestehenden Stadtbild. Darüber befinden in der Regel andere Gremien, selbst wenn neue Türme aufgrund ihrer erhöhten Sichtbarkeit einen entscheidenden Einfluss darauf haben, wie historische Ensembles wirken. Eine Ausnahme bildet der Managementplan UNESCO-Weltkulturerbe Stiftsbezirk St.Gallen 2017–2020. Darin wurden Sichtachsen und ein



Am Rand der Stadt gelegen, markieren die Wohntürme in St.Gallen Achseln den Übergang vom Siedlungsgebiet zur Landschaft. Sie nehmen den Dialog mit der dramatischen Topografie auf.

Sichtbereich festgelegt, in denen die Silhouettenwirkung der Kathedraletürme nicht beeinträchtigt werden soll.

### **Der Turm und die Landschaft**

Einen anderen Dialog können Türme aufnehmen, die nicht in einem dicht bebauten baulichen Kontext stehen. Dank ihrer Dimensionen nehmen diese ein Zwiesgespräch mit der Landschaft auf, denn sie stehen meistens in einem ländlich geprägten Umfeld oder am Rande der Stadt. Auch dafür gibt es beredte Beispiele im Kanton St.Gallen, wenn auch unter unterschiedlichen Vorzeichen und in spezifischen Räumen. Dazu zählen zahlreiche Kirchen, Schlösser und Burgtürme, die seit jeher an herausragenden Orten errichtet wurden. Unter diesem Aspekt stechen vier zeitgenössische Bauwerke besonders hervor, und sie zeigen die topografische Vielfalt des sechstgrössten Kantons der Schweiz: die Wohnhochtürme in St.Gallen Achseln, das Scheibenhochhaus in St.Margrethen, die Heberlein-Hochhäuser in Wattwil und der Silo in Wil. Anhand dieser hohen Häuser lassen sich verschiedene Aspekte in deren Typologie und Erscheinung untersuchen.

Die Wohnhochhäuser von Heinrich Graf im St.Galler Achseln-Quartier stehen unmittelbar vor der südlichen Flanke des länglichen Tals, in dem die Stadt sich ausbreitet. Die plastisch durchgearbeiteten Türme aus vorgefertigten Betonelementen beeindruckend durch ihr gegen oben zunehmendes Volumen, bei dem die obersten Geschosse einer Krone gleich auf den feingliedrigen Türmen liegen. Die Häuser stehen unmittelbar vor den dicht bewaldeten Flanken und ragen vor den Baumwipfeln des steilen Hanges hervor. So eindrücklich wie die Türme selbst als Bauwerke erscheinen, so bedeutsam sind sie als Orientierungspunkt im Übergang zwischen Stadt und Land. Sie markieren den Abschluss der Siedlung gegen die Hügel des Appenzellerlands, und sie erscheinen vom Bodensee kommend als Auftakt der Stadt. Diese städtebauliche Geste erscheint aus unserer Zeit mutig und dezidiert, und sie wirkt sich noch heute aus, denn weiter gegen Osten – wo die Stadt in der Zwischenzeit angewachsen ist – dominieren ebenso klare und grossmassstäbliche Siedlungen im Gegensatz zum sonst häufig anzutreffenden Ausfransen von Siedlungsstrukturen.



Das Scheibenhochhaus in St. Margrethen bleibt in seiner direkten Umgebung ein Fremdkörper. Man muss dieses Haus in einem grösseren Zusammenhang verstehen: Es markiert die Grenze der Schweiz und die nordöstliche Ecke des Kantons.

Ganz anders ist der Kontext des Scheibenhochhauses in St. Margrethen: Das Hochhaus steht als Solitär mitten im Grenzort, der sich am Übergang zum Rheintal und in unmittelbarer Nähe zu Österreich befindet. Dort, wo die Hauptstrasse einen Knick nach Süden macht, erhebt sich das scheibenförmige Hochhaus imposant aus seiner meist zweigeschossigen Umgebung heraus – ein sonderbarer und kaum vermittelter Sprung in der Massstäblichkeit, der umso erstaunlicher erscheint, da sich der Ort in keiner Weise durch eine erhöhte Dichte charakterisieren liesse. Es fällt darum schwer, einen Zusammenhang zwischen dem hohen Haus und seiner direkten Umgebung herzustellen. Viel eher versteht man das Gebäude von der nahen Autobahn aus, wo es beim Vorbeifahren unübersehbar aus dem Talboden heraussticht: In St. Margrethen geht die A1, die längste Autobahn der Schweiz von Genf her kommend, in die A13 über, die bis nach Bellinzona reicht. Das Hochhaus scheint dieses verkehrstechnische Scharnier zu markieren, und gleichzeitig bildet es auch ein Zeichen für die nahe Grenze zum österreichischen Bundesland Vorarlberg. Das Koordinatensystem, auf das sich dieses Gebäude bezieht, ist so weitmaschig, dass seine direkte Umgebung keine Rolle mehr spielt.

In einer vergleichbaren Grössenordnung stehen die drei Heberlein-Hochhäuser. An der südlichen Grenze von Wattwil gelegen, markieren sie das klare Ende der Siedlung des Hauptortes im Toggenburg. Als Dreiergruppe machen sie dies auf höchst imposante Weise, und es ist erstaunlich, wie sie sich gegenüber den Dimensionen der Landschaft behaupten können. Sie nehmen den Dialog mit den Bergflanken auf und wirken an dieser Engstelle fast wie eine Tal Sperre. Damit nehmen die Wohnhochhäuser die Besonderheiten ihrer Situation auf und geben durch ihre Höhe und die Repetition eine passgenaue Antwort auf den Genius Loci. Nicht immer gelingt diese enge Bindung zur Landschaft. Zum Beispiel wurden am Ufer des Bodensees in den letzten Jahren einige Hochhäuser errichtet, die nur wenig auf den Ort eingehen, an dem sie stehen. Es scheint bei diesen Projekten ausschliesslich um die freie Sicht auf den See zu gehen. Die Hochhäuser konsumieren die Landschaft, ohne ihr eine Antwort zu geben und ohne die Qualitäten des Ortes mit ihrer Präsenz zu verbessern. Auch im alpinen Raum wurden in den letzten Jahrzehnten einige Projekte herumgereicht, die durch ihre schwindelerregende Höhe zwar eine unverstellte Aussicht auf die Bergwelt versprechen, jedoch kaum einen Bezug zur Umgebung aufnehmen.

Als letztes Beispiel für die hohen Häuser in einem übergeordneten Kontext steht der Silo in Wil. Der mächtige Getreidespeicher zeigt sich am eindrück-



In landschaftlichen Dimensionen zeigen sich die drei Heberlein-Hochhäuser in Wattwil. Die Dreiergruppe lässt sich beinahe als Talsperre lesen, und die hohen Gebäude behaupten sich gegen die nahen Talflanken.



Analog zum Hochhaus in St. Margrethen markiert der Silo in Wil eine Grenze – die zum Kanton Thurgau – und die nordwestliche Ecke des Kantons. Das Infrastrukturbauwerk bildet einen markanten Orientierungspunkt in der Region.

lichsten den Passagieren im Zug, die auf der Achse zwischen St.Gallen und Zürich unterwegs sind – ebenso bietet das Bauwerk Orientierung in und um Wil herum und übertrumpft in diesem Punkt sogar den Hof zu Wil. Es gibt kaum einen Hügelzug in der Region, von dem aus das unverwechselbare Bauwerk nicht zu erspähen wäre. Auf den gesamten Kanton betrachtet bildet das Bauwerk von 1958 ein Pendant zum Wohnhochhaus in St.Margrethen. Es steht ebenfalls unmittelbar an der Kantonsgrenze zum Thurgau und markiert damit einen Ort des Übergangs. Wenn in St. Margrethen der nordöstliche Grenzstein des Kantons liegt, so ist in Wil der nordwestliche zu finden. Als weitere Eigenschaft kommt die Funktion des Silos als Getreidespeicher hinzu. Darin unterscheidet er sich von den vorangehenden Beispielen, denn primär steht dabei die Nutzung im Vordergrund und nicht die Fragen nach Sicht und Sichtbarkeit, die wir bisher erörtert haben. Solchen Infrastrukturen ist eigen, dass sich ihre aussergewöhnlichen Dimensionen aus der Funktion ableiten. Oft sind sie deswegen auch an überraschenden Orten weitherum sichtbar – man denke nur an

den prominenten und kürzlich auf das Doppelte aufgestockten Silo der Zürcher Stadtmühle am Sihlquai. Doch ihre Sichtbarkeit ist nicht primär das Resultat eines Gestaltungswillens, sondern vielmehr die effiziente und wirtschaftliche Form, mit der eine bauliche oder technische Anforderung umgesetzt wird. Damit wenden wir uns den Infrastrukturbauten zu, die ebenfalls ein ausgesprochen reiches Erbe bezüglich der Vertikalität aufweisen.

### Die Vertikalität von Kunstbauten

Es liegt in der Natur der Sache, dass viele Ingenieurbauwerke eine ausgesprochene Höhe aufweisen: Brücken, Viadukte, Stau- und Stützmauern sind genau dafür errichtet worden, ihre Wirkung dank einer mehr oder minder ausgeprägten Höhendifferenz zu erreichen. Aufgrund der dramatischen Topografie sind diese Bauwerke im ganzen Kanton St.Gallen verbreitet – aber auch dank der frühen und weiten Industrialisierung. In der Kantonshauptstadt selbst zeigt sich an einigen Orten dieses Zusammenspiel von Wirtschaftsgebäuden und Nutzbauten auf engstem Raum: Im Sittertobel stehen mehrere Brücken dicht beieinander, gleich daneben die frühen Bauten des Kraftwerks Kubel. Mitten in der Stadt zeigt das Mühleggtobel eine wunderbare Mischung aus frühen Industriebauten, die auf die Wasserkraft angewiesen waren, und Infrastrukturbauten, die diese Klamm sichern und überwindbar machen. Damit sind diese Bauwerke ebenso Teil einer funktionierenden Stadt wie auch Zeugen der Industrialisierung in der Region.

Aufgrund dieser Besonderheit spitzt sich bei Infrastrukturbauten – weit mehr als bei Hochbauten – jedoch die Frage nach deren Erhalt und Schutzwürdigkeit zu. Ihre Vertikalität ist Teil der Funktion. Wenn diese Funktion aufgrund des Zustands der Konstruktion oder wegen veränderter Anforderungen nicht mehr gegeben ist, muss das Bauwerk entweder ertüchtigt oder ersetzt werden. Eine Umnutzung wie bei einem Gebäude kommt dann kaum in Frage. Deshalb drohen diese Bauwerke obsolet zu werden, wenn sie ihren Dienst getan haben, und sie werden meistens durch ein neues Projekt mit angepasster Funktionalität ersetzt. Und doch sind auch diese Bauwerke in den letzten Jahrzehnten zunehmend in den Fokus der Denkmalpflege gerückt. Dabei steht ihr ideeller Wert im Vordergrund: Die Erfindung, die mit einem spezifischen Werk der Ingenieurs-



Ingenieurbauwerke und Kunstbauten weisen oft schon aufgrund ihrer Nutzung eine grosse Höhe auf. Besonders Brücken, Stauauern und Viadukte stellen die Denkmalpflege vor besondere Herausforderungen und spezifische Fragen. Sittertobel St.Gallen.



Im Mühlegg-Tobel in der Stadt St.Gallen treffen frühe Industriebauten und Erschliessungsbauwerke aufeinander. Die Brücken und Stützmauern sind Teil der städtischen Infrastruktur, die Bauten Zeugen der Industrialisierung. Auch hier spielt Höhe eine entscheidende Rolle.

kunst einhergeht, übersteigt oft ihren materiellen oder funktionalen Wert. Dann gilt es, diese Schöpfung zu bewahren und dieses Bauwerk als Beitrag zur Geschichte der Profession zu erhalten und auch künftigen Generationen zugänglich zu machen. Meistens gelingt dies, indem man die Konstruktionen von ihren Anforderungen und Lasten befreit und ein neues Bauwerk erstellt. Ein solches Vorgehen hat zudem den Vorteil, dass das ursprüngliche Bauwerk dann eine neue Nutzung übernehmen kann, die mit einer geringeren Anforderung einhergeht. Zum Beispiel kann eine ehemalige Brücke für den motorisierten Verkehr neu als Velobrücke oder als Fussgängersteg genutzt werden.

Noch interessanter werden diese Fragen, wenn sich der Blick in der Vertikalen nicht nach oben richtet, sondern gegen unten. Auch unter dem Boden befinden sich zahlreiche Infrastrukturen, die unsere Siedlungen und Landschaften prägen. Das prominenteste Beispiel sind die Tunnels für die Strassen und Bahnen – doch auch Hangsicherungen oder Kanalisationssysteme können wertvolle Zeugen unserer kulturellen Entwicklung sein. Mitunter betrifft die Denkmalpflege auch diese Strukturen. Es sind ingenieurtechnische Meisterwerke, die da unsichtbar ihren Dienst verrichten und die oft entscheidend sind für die Entwicklung der Stadt.

### **Bedeutet Höhe auch Dichte?**

In der aktuellen Debatte um die Städte stehen jedoch nicht die Infrastrukturen im Mittelpunkt, sondern ein anderer Begriff: die Dichte. Und damit kommt im gleichen Atemzug wiederum die Höhe ins Spiel. Denn gemeinhin sollen hohe Bauten helfen, das begrenzte Gut unseres Baugrunds besser auszunützen und damit auch die Landschaft zu bewahren. Es ist eine Binsenwahrheit, dass mit einer höheren Bauweise weniger Boden verbraucht wird. Damit stellen sich jedoch einige Problemfelder von Neuem, auf die bereits die Moderne keine überzeugende Antwort gefunden hatte. Denn auch wenn das Hochhaus seine Wiege im Chicago des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatte: So, wie wir es heute kennen und verstehen, ist es ein Kind der Moderne. Und das Dogma der Moderne lautete, dass zwischen den Hochhäusern eine Landschaft liegt. Ein Aussenraum, der einen Gegenpol bildet zur enormen baulichen Dichte auf einer kleinen Grundfläche. Das war nicht bloss ein Rezept des modernistischen Städtebaus – es war seine *Raison d'être*. «Licht, Luft, Sonne» war die Trias, mit der die Protagonisten der Moderne den engen und als unhygienisch verschrienen Städten zu Leibe rückten.



Bedingt Dichte automatisch auch hohe Bauten? Nicht zwingend, denn gerade die europäische Stadt mit ihren Blockrändern weist – neben vielen anderen urbanen Aspekten – eine enorme Dichte auf. Davidstrasse in St.Gallen.

Eines der radikalsten Projekte dieser Philosophie ist der «Plan Voisin» von Le Corbusier und darauf folgend sein Projekt für die Ville Radieuse aus den 1930er-Jahren. Berühmt sind seine Gegenüberstellungen aus der Luft: das kompakte, gedrängte und düstere Stadtgefüge von Paris – daneben die lichten und rational erdachten Hochhäuser, die sich wie stangengepresste Profile aus einer leerräumten Landschaft erheben. Notabene: Bei gleicher Dichte wie die verwinkelte, in ihrer Morphologie kaum fassbare und einer unermesslichen Zahl von Abhängigkeiten, Vorschriften und Kompromissen unterworfenen Innenstadt.

Le Corbusier kam nie dazu, seine Vorstellungen in diesem Massstab an der Realität zu messen, aber eine der buchstabengetreuesten Umsetzungen dieses Prinzips bildet Brasilia, die Hauptstadt Brasiliens, geplant in den 1950er-Jahren nach den Vorstellungen von Lucio Costa, Oscar Niemeyer und Joaquim Cardozo. Im brasilianischen Niemandsland entstand die perfekte, rationalistische Planstadt. Doch die Siedlung blieb – wie auch viele andere Beispiele rund um den Globus, die diesem Paradeprojekt folgen sollten – ohne Kontext. Sie wollte dem neuen Menschen eine passende Heimat schaffen und Städte komponieren, die aus dem Wechsel von dichten Häusern und weiten Landschaften bestehen. In ihrem Fortschrittsglauben und ihrer Geschichtsvergessenheit durchschnitt die Moderne jedoch die Fäden, die sie mit ihrer Herkunft verbanden: Anstelle der Vielfalt und Komplexität der Stadt räumten die Modernisten auf und trennten Wohnen, Arbeiten und Freizeit in verschiedene Zonen. Auf Brasilia folgten zahllose weitere Städte auf Basis der berühmten Tabula rasa. Am Ende ist der Städtebau der Moderne genau an dieser Entwurzelung der Baukultur gescheitert. Seine Rezepte erweisen sich als kurzlebig – auch im Umgang mit Höhe und Dichte.

### **Historisch dicht**

Doch wie lassen sich nun Dichte und Höhe vereinen? Man muss das Rad der Geschichte nur ein wenig zurückdrehen und dann findet man – eigentlich wenig überraschend, denn bereits frühere Generationen mussten haushälterisch mit dem Boden umgehen – ein sattsam bekanntes Konzept, das diese beiden Anforderungen versöhnt und ihre Qualitäten gegenseitig verstärkt: die europäische Stadt. Bei einer moderaten Höhe von vier bis sechs Wohngeschossen in der Regelbauweise vereint zum Beispiel der Blockrand ein grosses Bauvolumen mit den Qualitäten der Stadt und bietet Dichte, Vielfalt, Öffentlichkeit. Es verwundert nicht, dass die Stadterweiterungen aus dem 19. Jahrhundert zu den beliebtesten Quartieren gehören, ob in Zürich, Luzern, Basel, Genf oder St.Gallen. Ein

Geviert mit einer Blockrandbebauung bietet genau die Qualitäten, die die Bewohnerinnen und Bewohner der Städte auch heute noch suchen. Räumlich stehen sie prototypisch für städtische Bebauungsstrukturen. Und auch da hat die Stadt St.Gallen einen aussergewöhnlichen Ort zu bieten: Die Höfe zwischen David- und Unterstrasse weisen eine urbane Anmutung auf, die weit über das übliche Mass in der Ostschweiz hinausgeht. Man findet dort ein Stück Grossstadt und wöhnt sich für einen Moment in Berlin oder Wien.

Es ist offenbar nicht die Höhe alleine, die die Dichte ausmacht. Es ist vielmehr das Nebeneinander von dichten Bebauungen, Strassenräumen und öffentlichen Plätzen, das Dichte entstehen lässt. Die bauliche Dichte alleine schafft noch kein Stadtgefühl. In ihrer Dissertation an der ETH Zürich hat sich die Architektin Susanne Frank mit diesem Phänomen beschäftigt und untersucht, wie die Dichte einer Stadt zusammen mit ihrer Gestalt wirkt.<sup>1</sup> Sie hat dafür den Begriff der «Staddichte» gefunden und beschrieben. Dies ist eine Mischung aus verschiedensten Faktoren: Die Dichte-Kennziffer fliesst ebenso darin ein wie die Morphologie der Bauten sowie der Charakter der Aussenräume und deren Grad der Öffentlichkeit. Bei ihrem Vergleich von Zürich, Mün-

<sup>1</sup> Frank, Susanne: Staddichte und Stadtraum. Determiniert die Dichtefestlegung den Stadtraum? Über den Zusammenhang zwischen städtebaulicher Dichte und Gestalt der Stadt. Dissertation ETH Zürich, 2015.



Ein weiteres Beispiel für eine hohe Dichte mit ziemlich hohen Häusern bilden die historischen Altstädte. Im Mittelalter mehrheitlich als zweigeschossige Zeilen errichtet, sind sie über die Zeit kräftig gewachsen. In Wil weisen einzelne Altstadthäuser bis zu sieben Stockwerke auf.

Fotos: Kurzschuss Photography, Speicher, Damian Imhof.

chen, Wien und Berlin kommt sie zum Schluss, dass hoch bauen nicht automatisch bedeutet, auch dicht zu bauen.

Ihre Untersuchungen belegen, dass neben den Blockrandbebauungen auch die Altstädte eine beachtliche Dichte aufweisen. Diese Strukturen bauen auf den städtebaulichen Mustern des Mittelalters auf, die ebenfalls das Resultat eines Gestaltungswillens sind. Denn was landläufig oft als pittoreske Aneinanderreihung von fantasievollen Einzelbauten verstanden wird, ist in Wahrheit das Resultat einer präzisen Planung. Die mittelalterliche Stadt bietet durch eine kluge Anordnung von Gassen, Plätzen und geschlossenen Innenhöfen neben ihrer Dichte eine effiziente Struktur, in der sich äusserst kompakt Wirtschaft, Wohnen und Freiräume vereinen. Alles ist auf kurzen Wegen zu erreichen und funktional aufs Engste miteinander verknüpft. Die Siedlungen waren ursprünglich nicht besonders hoch gebaut, doch nach und nach wuchsen die Höhen – an einzelnen Orten weisen diese beidseitig angebauten Häuser heute bis zu sieben Geschosse auf! –, wodurch auch die historischen Kerne eine überraschend hohe Dichte aufweisen. Auch davon finden sich noch Beispiele in verschiedenen Altstadtkernen im Kanton: in Rapperswil, Lichtensteig, St.Gallen, Wil und in Ansätzen ebenso in Rheineck und Altstätten. Auch darin stehen herausragende, sichtbare Einzelbauten als Teil der ausgeklügelten Komposition. Die Höhe wird zur kontrapunktischen Ausnahme gegenüber der Horizontalen – und sie bleibt damit auch in der dichten Stadt Ausnahme und nicht Regel.



## **Balgach Torkel Schloss Grünenstein**

Grünensteinstrasse 12

Revitalisierung 2017–2019

Der Weinbau hat in Balgach eine lange Tradition. Schon im Mittelalter war der Wein das wichtigste Wirtschaftsprodukt. Für das Jahr 1617 ist überliefert, dass der Torkel von Schloss Grünenstein den grössten Ertrag der Gemeinde auswies. Jetzt aber wurde das 1576 erbaute Gebäude schon lange nicht mehr als Torkel genutzt. Es diente lediglich als Abstellraum, Lager und Fahrzeugunterstand. Man kann es eine glückliche Fügung nennen, dass für die Eigentümer, die Gut Grünenstein AG, der Weinbau von Bedeutung und eine Herzensangelegenheit ist. Schon vor längerer Zeit hatte sie sich daher die Neuorientierung des Rebbaus zum Ziel gesetzt, wobei der alte Torkel als Produktionsort wieder benutzt werden sollte – was nun zur Revitalisierung des Torkels führte.



Der mächtige Dachstuhl von 1576 mit den charakteristischen Kopfbändern mit Sägezahnblättern. Blick nach Osten; an der hier sichtbaren Bundebene mit Sprengwerk beginnt die Nummerierung der Abbundzeichen neu.



Vor der Renovation: Der eingewachsene Torkel neben der steilen Auffahrt zum Schloss.



Die Nordseite des Torkels, zuvorderst der 1780 zugefügte Teil mit der 2019 zugemauerten seitlichen Toröffnung. Im Hintergrund grüsst das Schloss Grünenstein.



Der Innenraum vor der Renovation, Blick in die im Terrain versinkende Südwestecke.

Der mächtige mittelalterliche Turm des Schlosses wurde nach neuester dendrochronologischer Datierung vermutlich 1275 von den Herren von Grünenstein erbaut. Die heutige barocke Schlossanlage liess der Glarner Zeugherr Fridolin Schindler zusammen mit seinem Sohn Conrad 1779 durch den Altstätter Baumeister Johann Jakob Haltiner errichten. Zum Schloss gehören bis heute eine grosszügige, barock gestaltete Gartenanlage mit Musikpavillon von 1780 und ein Teich. Auch die Rebhänge um Schloss Grünenstein und der Torkel sind Teil des ausgesprochen hochwertigen Ensembles.

Der Torkel befindet sich etwas abseits der Zufahrtsstrasse zu Schloss Grünenstein. Es ist ein grosser, aber schlichter, eher unscheinbarer Holzbau. Bis zur Renovation war er ein wenig im ansteigenden Gelände versunken. Das Sockelgeschoss nimmt einen gewaltigen Gewölbekeller auf. Gegen Westen überragt der Holzaufbau den Keller um 5 Meter, und gegen Osten ist nordseitig ca. 4 Meter vor der Ecke eine deutliche Mauerecke sichtbar. Die Untersuchung und Dendrodatierung des Dachstuhles ergab, dass das Gebäude nachträglich auf beide Seiten verlängert wurde. Der Kernbau mit dem Keller wurde 1576 erbaut, die Verlängerung nach Westen datiert vermutlich von 1686. Die Erweiterung gegen Osten mit dem Vorraum zum Keller und dem nordseitigen, nun wieder zugemauerten Kellerzugang entstand zusammen mit dem Neubau des Schlosses 1780.

Über den gemauerten Sockel erhebt sich ein Holzgerüstbau, mit einem Holzleistenschirm abgedeckt. Das Satteldach besitzt eine einfache Biberschwanzdeckung. Der grosse Raum wird durch die sechs etwas ungleich verteilten Joche gegliedert. Die Ständer sind mit horizontalen Riegeln verbunden, die nun unter der neuen Holzschalung liegen. Beim grossen Tor wechselt die Bundebene der angeblatteten Kopfbänder. Die nachträgliche Erweiterung gegen Osten liegt wenige Stufen tiefer; im Erdgeschoss ist durch eine Fachwerkwand mit Backsteinausfachung ein Nebenraum abgetrennt. Der grosse Hauptraum wird beidseits von je fünf Fenstern in regelmässigen Abständen gut beleuchtet. Diejenigen auf der Südseite sind von stattlicher Grösse und alle besitzen Holzschlagläden. Zwei der Fenster sind barock profiliert und könnten gut 200-jährig sein.

Der Dachboden erstreckt sich über das gesamte Gebäude. Der Dachstuhl ist eine eindruckliche, liegende Konstruktion, verstrebt mit weit gespannten Kopfbändern mit Sägezahnblättern. Die später angebauten Teile sind anhand der Abbundzeichen und gegen Osten durch die einfacheren Kopfbänder ersichtlich. Mit der ersten Erweiterung 1686 wurden zwei Joche mit einem Sprengwerk hineinkomponiert. Diese sitzen auf den Kehlbalken auf und tragen je eine Hängesäule, an denen ein Überzug befestigt ist, der in der Firstachse die Dachbalken



Der grosse Torkelraum gegen Osten, variabel nutzbar für gesellschaftliche Anlässe und Produktion.

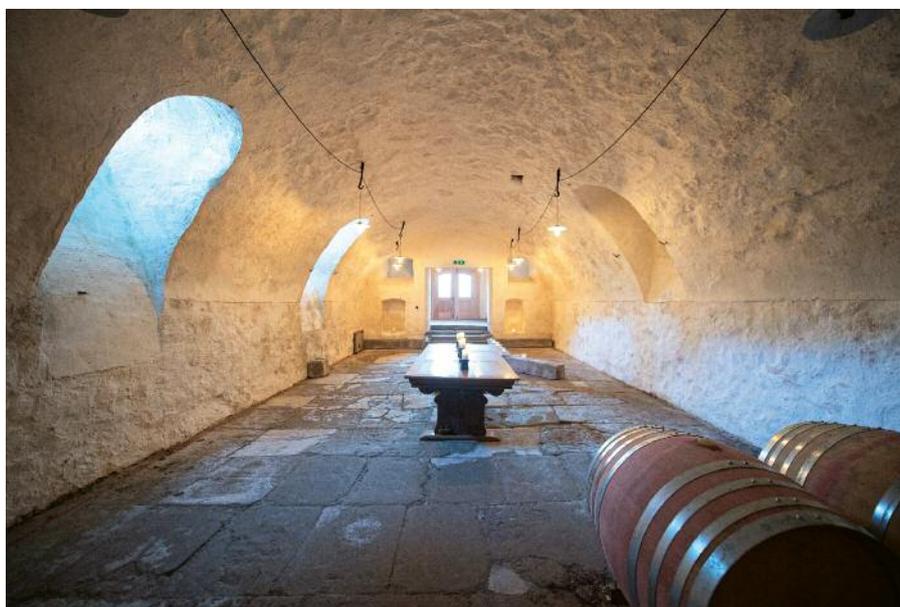
mitträgt. An der östlichen Giebelseite liegt ein zweiflügliges Tor mit einem Kranarm, zurückversetzt im Dachstuhl ist die Spindel der Seilwinde zwischen Kehlbalken und Dachbalken eingespannt. In diesem Bereich befand sich früher eine Öffnung im Dachboden. Die in unserem Kanton seltene Konstruktionsart, die aber in thurgauischen und zürcherischen Fachwerkbauten des 16. und 17. Jahrhunderts geläufig ist, war Anlass für die dendrochronologische Untersuchung, die das bemerkenswerte Baujahr 1576 ergab – der Torkel ist somit 200 Jahre älter als bisher angenommen.

Holzfassade und Dach blieben beim Umbau unverändert, wie überhaupt die gesamte historische Bausubstanz. Anstelle des mittleren Tores südseitig wurde betriebsbedingt ein grösseres Portal eingebaut und dafür das darüberliegende Fenster leicht beschnitten. Die neue zweiflüglige Türe kommt in Stahl und Glas daher, erhielt aber eine klassische Holztüre vorgeblendet, konstruiert wie alte Tenntore, sodass bei geschlossenem Zustand lediglich ein flacher Holzkasten an der Fassade auffällt. Alle übrigen Türen und Tore blieben in ihrem historischen Bestand erhalten. Die alten Holzfenster aus der Jahrhundertwende mit originalen Beschlägen wurden soweit möglich restauriert und wo nötig nachgebaut.

Der grosse Hauptraum erhielt innen eine Verkleidung mit gestossenem Fichtenholztafer. Der neue Boden aus Kastanien mit Libanonzeder aus der familien-eigenen Sägerei war ein ausdrücklicher Wunsch der Bauherrschaft, dem entsprochen wurde. Er wurde schwimmend mit einem Randfries aus Kies verlegt. In den abgetrennten und ein paar Stufen tiefer gelegenen Raum am Ostende kamen Backoffice und Degustationsraum zu liegen, der alten Trennwand vorgelagert wurden in einem modernen Kubus die Toiletten eingebaut. Lediglich dieser Bereich des Gebäudes kann beheizt werden. Leider war die alte Weinpresse nicht mehr vorhanden. Immerhin fand ein aufmerksamer Zimmermann beim Aufräumen das 200-jährige Brenneisen, mit dem Jakob Laurenz Custer seine Weinfässer kennzeichnete. Gerätschaften, welche zur Weinherstellung nötig sind, werden bei Bedarf mobil im Hauptraum installiert.



Südfassade mit wohl zweihundertjährigem Fenster und altem Fensterladen; die historische Tür erhielt eine dezente moderne Ergänzung auf der Innenseite.



Der grosse Gewölbekeller mit dem wunderbaren alten Sandsteinboden. Im Osten die ehemalige Aussenwand mit Nischen, dahinter der neue axiale Zugang.



Das bei der Renovation aufgefundene Brenneisen, mit dem Jacob Laurenz Custer (1755–1828) seine Weinfässer kennzeichnete.

Der historische Gewölbekeller (heute «Barriquekeller») wird über eine neue Aussentreppe aus naturbelassenem Stampfbeton erschlossen. Der Eingang liegt nun – wie ursprünglich – wieder auf der Giebelseite; es wurde dafür in den späteren Vorbau eine neue Öffnung gefügt und der vorherige seitliche Zugang zugemauert, dessen Treppe und Abstützung sind innen noch erhalten. Das Innere des Gewölbekellers wurde sanft ausgebessert und mit einer Kalktünche überfasst. Die wenigen, hochgelegenen Fenster in den grossen Nischen beleuchten den Raum zurückhaltend. Zurückhaltend und stimmungsvoll ist auch die elektrische Beleuchtung. An alten Haken im Gewölbe wurden alte Stalllampen aufgehängt, die Kabel hängen wie früher frei von Lampe zu Lampe. Wunderschön authentisch ist der Boden mit den grossen alten Sandsteinplatten; ausgetreten, teils zerbrochen, erzählen sie von den schweren Weinfässern, die darüber gerollt wurden – und die ersten neuen Fässer liegen auch schon wieder in dem imposanten Raum.

Der zuvor etwas eingewachsene Torkel erhielt einen grosszügigen Vorplatz. Dieser bindet den Torkel räumlich an die Achse, die die gesamte Anlage auf dem Nagelfluhsborn von Grünenstein durchzieht. Die notwendigen Stützmauern wurden mit Stampfbeton ausgeführt. Ein Material, welches sich aufgrund seiner belebten Oberfläche und natürlichen Farbgebung optisch sehr gut in den Bestand integriert. Die Umgebungsgestaltung mit einem befestigten Platz vor dem Torkel wirkt einladend und wertet den Aufstieg zum Schloss Grünenstein auf.

Für einmal weder ein Abbruch noch eine Umnutzung eines nicht mehr gebrauchten Ökonomiegebäudes, sondern nur eine Revitalisierung. Der Torkel wird heute als Produktionsort wie auch als Veranstaltungsort genutzt. Eine gleichbleibende Nutzung ist für ein historisches Gebäude meist der bestmögliche Fall, da so der Verlust an historischer Substanz auf ein Minimum reduziert werden kann. Eine höchst gelungene Modernisierung mit viel Charme und Charisma.

<b>Bauherrschaft</b>	Gut Grünenstein AG
<b>Architekt</b>	Bänziger Lutze Architektur, Berneck; Lorenzo Custer, Ponte Tresa
<b>Fensterrestaurierung</b>	Blumer Technofenster AG, Hinterforst
<b>Dendrochronologie</b>	Laboratoire Romand de Dendrochronologie, Cudrefin
<b>Denkmalpflege</b>	Regula M. Graf-Keller
<b>Bildnachweis</b>	Formidable, Berneck (Titelbild, Torkelraum, Keller); Kantonale Denkmalpflege (übrige)
<b>Text</b>	Regula M. Graf-Keller / Moritz Flury-Rova



**Balgach  
Heerbrugg  
Gärtnerhaus  
Villa Schmidheiny**

Schlossstrasse 213

Gesamtrenovation 2019

Auf dem Schlosshügel über Heerbrugg thront das gleichnamige Schloss, seit 1868 im Besitz des Industriellen Jakob Schmidheiny. Unmittelbar neben dem Schloss liessen Sohn Ernst und seine Frau Vera Kuster 1905 vom bekannten St.Galler Architekten Wendelin Heene eine opulente Villa erbauen, stilistisch zwischen Neubarock und Jugendstil und bis heute ein wichtiger Zeuge der Rheintaler Wirtschaftsgeschichte. Zu diesem Ensemble gehört das gleichzeitig erbaute, 150 Meter weiter Richtung Balgach gelegene Gärtnerhaus am Ansatz der Schlossstrasse. Von Grün umgeben, eingewachsen und unscheinbar, lag es im Dornröschenschlaf, bis es 2018 durch eine sanfte Renovation wachgeküsst wurde.



Die Küche im Erdgeschoss mit hundertjährigen Spuren und modernstem Chic.



Der südseitige Wohnraum, sanft aufgefrischt.



Historischer Schrank und modernes, abgesetzt eingebautes Lavabo im Dachgeschoss.



Der Gartenraum im Untergeschoss wurde mit dem Einbau eines einfachen Kamins zum Livingroom und mit einer neuen Nasszelle ergänzt. Foto oben: Baumschlager Hutter Partners, Widnau.

Das unscheinbare Nebengebäude wurde in letzter Zeit als Pfortnerhaus bezeichnet. Nachforschungen von Patric Schnitzer im Staatsarchiv ergaben aber, dass es sich um das Gärtnerhaus handelt, dem ursprünglich ein Treibhaus und noch bis nach der Mitte des 20. Jahrhunderts ein Gemüsegarten vorgelagert war. Es ist ein kleines Gebäude mit einem Mansarddach und einem runden Treppenturm, dessen oberer Abschluss in Sichtfachwerk und mit polygonaler Haube eine Turmstube vorspiegelt. Die Architektur und der stilistische Ausdruck lassen vermuten, dass es ebenfalls von Architekt Wendelin Heene erbaut wurde. Das kompakte Haus ist einfach und klar strukturiert aufgebaut. Im Untergeschoss hatte es Räume für die Gartenpflege. Darüber lag die Wohnung für den Gärtner, im Erdgeschoss zwei Wohnzimmer, das hintere noch mit bauzeitlichem Holztäfer, das vordere wohl in den 1930er-/1940er-Jahren erneuert, dazu eine Küche und ein separates WC. Die Zimmer im Dachgeschoss wiesen Tapeten aus der 1940er-/1950er-Jahren auf. Östlich erhielt das Pfortnerhaus in den 1960er-Jahren einen Anbau mit drei Garagen. Insgesamt befand sich das Haus inklusive Ausstattung vor der Renovation in einem recht guten und ursprünglichen Zustand.

Aufgrund eines Besitzerwechsels der Villa Schmidheiny wurde auch die Renovation des Gärtnerhauses in Angriff genommen. Fassade und Dach wurden, wo nötig, repariert und instand gestellt, die historischen Fenster sorgfältig restauriert. Die Fassade wurde nach Befund wieder mit Ölfarbe gestrichen. Historische Täfer wurden allesamt lediglich gereinigt. Die Tapeten der Jahrhundertmitte wurden durch neue im gleichen Stil der Firma Farrow & Ball ersetzt, so konnte der historische Charme beibehalten werden. Erneuert wurden auch die Küche und die Nasszellen. Die Küchenkombination ist ein schwarzer Kubus, losgelöst von den Wänden und auf Stützen gestellt, sodass die historischen Oberflächen der Wände und Böden freigespielt werden. Auch die Bademöbel wurden abgesetzt und nicht eingebaut. Sie wirken in purem Kalkstein edel und schnörkellos. Elektroinstallationen wurden auf Putz ausgeführt wie auch alle neuen Sanitärleitungen, welche in Messing sichtbar gezeigt werden. Neues fügt sich so kompromisslos ein und ist trotzdem eigenständig.

Im Inneren besticht der Kontrast der hell und neu gestrichenen Wände des Treppenhauses zum Holzwerk, wie z.B. Türeinfassungen, Türen und Lambris, welche lediglich gereinigt und ein wenig ausgebessert, jedoch nicht neu gestrichen wurden. Dies verleiht dem Ganzen einen gewissen industriellen Charakter. Der Umbau ermöglichte zudem einen zusätzlichen direkten Zugang zu den Garagen, welcher gleichzeitig auch als Schrankraum für die Küche dient.

Dieses Beispiel zeigt sehr gut, wie modernes, zeitgemäßes Design mit historischer Baukultur vereint werden kann. Mit viel Fingerspitzengefühl wurde gerade so viel wie nötig renoviert, historische Substanz maximal erhalten und trotzdem eine trendige Wohnatmosphäre geschaffen.

<b>Bauherrschaft</b>	RI-MA-Immobilien GmbH, Widnau
<b>Architekt</b>	Baumschlager Hutter Partners, Widnau
<b>Denkmalpflege</b>	Regula M. Graf-Keller
<b>Bildnachweis</b>	Joshua Loher, Balgach
<b>Literatur</b>	Denkmalpflege und Archäologie im Kanton St.Gallen 2004–2008, S. 34–37



## Flawil Gupfengasse 6

Restaurierung Täfierzimmer 2019

Der «Gupfen» ist das Kleinod barock-bürgerlicher Baufreude im alten Flawiler Dorfkern. Leider musste der alte «Bären» 1963 einer Strassenkorrektur weichen, die den ursprünglich geschlossenen Platz aufbrach. Neben dem «Kühnishauss» mit der bemalten Fassade und dem «Kommandantenhaus» mit Schweifgiebel erscheint das Doppelhaus Gupfengasse 4/6 in einem vergleichsweise einfachen, klassizistischen Kleid mit Querfirst. Umso erstaunlicher ist der Fund einer seltenen, überaus reichen Vertäfelung in der Stube des südlichen Hausteils. Ein raumhohes Renaissancetäfer mit Rundfeldern, Pilastergliederung und zwei Kranzgesimsen wird überfangen von einer stilistisch jüngeren Kassettendecke mit Zapfenrosetten und zwei Monogrammen. Eine sanfte Restaurierung konnte auch das Puzzle der verschiedenen Täfer Teile erklären.



Die komplizierte, perfekt passende Kassettierung lässt ziemlich sicher vermuten, dass das Deckentäfer für diesen Raum geschaffen wurde. Lediglich die Zapfenrosetten sind vielleicht eine spätere Ergänzung. Links im Bild das Christusmonogramm IHS (Jesus hominum salvator oder Jesus Heiland Seligmacher).

Kompliziertes Täfer-Puzzle: Links die Türeinfassung mit Pilaster und Akanthuskonsole. Rechts der obere Fries mit Beschlagwerk, der wohl zur ursprünglichen Ausstattung des Raumes gehört; darunter das geflickte Kranzgesims des später eingebauten, aber wohl etwa gleich alten Täfers.



Restaurator Klaus Engler ergänzt die Strahlen am Jesus-Monogramm.



Der Gupfen vor dem Abbruch des Bären (rechts); ganz links das «Kühnshaus», dahinter das «Kommandantenhaus» und in der Mitte die beiden Häuser mit Quergiebel Gupfengasse 6/4 (links) und 2 (ehem. Hirschen). Hinter dem Dreierfenster links im Haus 6 liegt die Täferstube. Fotografie 1958 von Pius Walliser, Flawil.

Die Täferstube bietet eine beeindruckende, aber auch etwas verwirrende Vielfalt an reichen Täferelementen, die irgendwann weiss überstrichen wurden. Restaurator Klaus Engler rekonstruierte die Baugeschichte. Demnach darf man sich den Raum um 1700 mit einer flachen Bretttafelung mit Profilstäben vorstellen, zu der das obere Fries mit Beschlagwerk-Ornamenten sowie das Türblatt zur Nebenstube gehören. Um 1780 dürfte das zierliche klassizistische Deckentäfer für dieses Zimmer angefertigt worden sein. Auch das Maria- und das Christusmonogramm passen gut ins späte 18. Jahrhundert. Bei den Zapfen dagegen stellt sich die Frage, ob sie erst im 19. Jahrhundert dazu kamen. Eine Hausteilung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts könnte Anlass gewesen sein, das heutige Pracht-Wandtäfer hierher zu versetzen. Das ursprünglich holzsichtige Täfer wurde dabei leicht ergänzt und erhielt über verschiedenen Ockertönen eine ausgleichende Lasur. Eine Neugestaltung der Ostwand erfolgte um 1910 mit dem Einbau des Jugendstilofens und den Türen zu Küche und Gang.

Die Fragestellung des Bauherrn bestand darin, wie mit den verschiedenen Farbfassungen umzugehen sei. Aufgrund der Untersuchungen und im intensiven Gespräch mit dem Restaurator resultierte der Entscheid, die zwar unpassende, aber helle weisse Farbfassung zu belassen. Jede weitere Übermalung hätte die Feinheiten der Ornamente beeinträchtigt. Das Täfer wurde lediglich mit milder Lauge gewaschen, die Ritzen und Löcher mit Ölkitt verfüllt und punktuell Fehlstellen mit Farbe retuschiert. Zudem wurden kleinere Reparaturen am Holzwerk vorgenommen. Weil der Verzicht auf eine neue Übermalung Aufwand sparte, entschloss sich der Bauherr, die Türen zu restaurieren, was ein aufwendiges Abbeizen und teils Ausbessern zur Folge hatte. Die Türen wurden in einem der alten Ockertöne gestrichen, was der ursprünglichen Holzsichtigkeit nahekommt und einen guten Kontrast zum weissen Täfer bildet. Sämtliche Beschläge wurden demontiert und restauriert, wobei auf die erneute Übermalung mit schwarzer Farbe verzichtet wurde, wo diese nicht original war. Beim Christus- und Marienmonogramm konnten Spuren eines aus Holz aufgeklebten Strahlenkranzes festgestellt werden. Klaus Engler malte die Strahlen sowie den Hintergrund innerhalb der Monogrammkreise wieder in den Ockertönen aus, die früher für die Stube verwendet worden waren; so konnte der Decke ein Teil ihrer ursprünglichen Aussage wieder zurückgegeben werden.

<b>Bauherrschaft</b>	Michael Walter, Flawil
<b>Restaurator</b>	Klaus Engler, Untereggen
<b>Denkmalpflege</b>	Irene Hochreutener
<b>Bildnachweis</b>	Michael Walter, Flawil



## **Gaiserwald Abtwil Kath. Pfarrhaus**

Kirchweg 3

Gesamtrenovation 2018/19

Das katholische Pfarrhaus in Abtwil steht an prominenter Stelle gegenüber dem Westportal der Pfarrkirche St. Joseph auf einem Geländevorsprung. Umgeben von Bäumen, angrenzend an den Friedhof, nimmt es eine dominierende Stellung im oberen Dorfbild von Abtwil ein. Im historistischen Formenkleid, mit Krüppelwalm und Dachreiter, mit bemalten Läden und schmucker Veranda, fügt es sich mit der neugotischen Kirche zu einer Gesamtkomposition nach «mittelalterlicher» Vorstellung des berühmten Architekten und Kunsthistorikers August Hardegger. Das Gebäude wurde umgebaut und die Nutzung um eine zusätzliche Dachwohnung erweitert.



Die südseitigen Räume im Hochparterre. Links die Stube in der Südostecke; die Tür rechts im Bild führt in die beiden zusammenhängenden Räume, in welche die Küche eingebaut wurde.

Das 1903–1905 von August Hardegger erbaute Gebäude stellt den Idealtypus eines Pfarrhauses dar. Es liegt gegenüber der Kirche, ist von Bäumen umgeben und hat genügend Freiraum nach Norden und Westen. Im Gutachten der Kirchenverwaltung vom 24. Mai 1903 stellt Pfarrer Josef Anton Hoegger zum geplanten Pfarrhausbau fest, dass man sich aus Kostengründen in einen Kompromiss habe schicken müssen. Statt für einen neugotischen Bau in massivem und teurem Mauerwerk entschieden sich Kirchenbaukommission und Architekt für ein Gebäude im Stil der «deutschen Renaissance». Dieser Stil sei «aber mit dem gotischen verwandt und [werde] auch in der Ferne sehr gut zur Kirche, wie zum ländlichen Charakter der Gegend wirken».

Über einem nahezu quadratischen Grundriss erhebt sich ein gemauertes Sockelgeschoss, darüber ein heute geschindeltes Hochparterre und ein Obergeschoss; im Dachgeschoss liegt ein vierteiliger Fensterwagen und im zweiten Dachgeschoss ein Lunettenfenster. Das mächtige Krüppelwalmdach ist mit Schleppläuben besetzt und wird an seiner Südseite von einem Dachreiter geziert.

Auf historischen Fotografien erkennt man an den Giebelfassaden noch Klebdächer über dem Obergeschoss und über dem Fensterwagen des Dachgeschosses. Die Fenster haben noch Schweifbretter und in den Hauptgeschossen bemalte Ornamenttäfer, wo sich an älteren Bauten die Zugladentäfer befinden. Diese Schmuckelemente wurden bei einer früheren Renovation möglicherweise entfernt. Da der Schindelschirm bei der derzeitigen Renovation nur frisch gestrichen wurde, besteht jedoch noch eine kleine Möglichkeit, dass sich diese ornamentalen Elemente unter dem Schindelschirm erhalten haben. Die Fenster werden bekrönt von Abwurfdächlein mit Zahnschnitt und an den Seitenfassaden von bemalten Klappläden.

Anlässlich des derzeitigen Umbaus wurde eine Farbuntersuchung im Inneren und am Äusseren durchgeführt. Dabei konnte festgestellt werden, dass die



Das Pfarrhaus kurz nach der Fertigstellung. Ansichtskarte um 1905, aus Huber 2005, S. 44.



Blick vom Treppenhaus durch den Gang im Obergeschoss auf die Veranda. Rechts die schöne historische Stockwerkstüre und das Treppenhaus.

Schlagläden im unteren Quadratfeld weiss-rot geflammt bemalt waren. Dieselben Farben fanden sich auch am Zahnschnitt und an den Schweifbrettern, die sich nur noch bei der Veranda erhalten haben. Ebenfalls rot gestrichen waren die Fenstergewände und die sichtbare Dachkonstruktion. Das Rot lässt sich eher als Rotbraun, respektive als roter Ocker, denn als Oxydrot charakterisieren. Dazu waren die Fenster in einem hellen Siena, also in einem natürlich wirkenden Ockerton gestrichen und die Läden in Grün mit dem geflammten rot-weißen Motiv unterhalb den Jalousien. Diese originale Farbfassung wurde anlässlich der Restaurierung wiederhergestellt und gibt dem Bau zumindest einen Teil seines ursprünglichen Schmuckes wieder zurück.

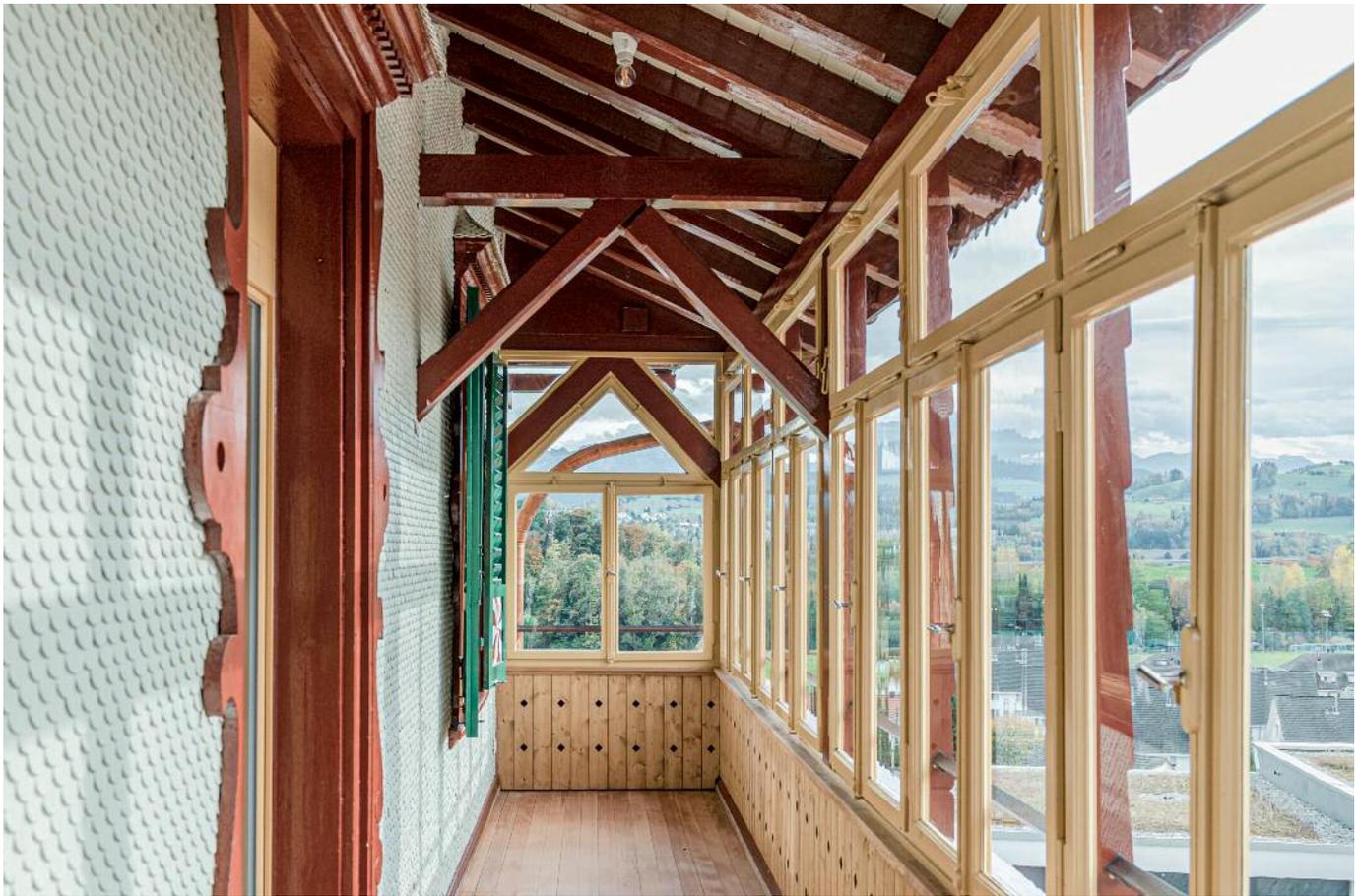
Ein Treppenaufgang führt zum überdachten Eingang mit seinen farbigen Glasfenstern und der dekorativ ausgestalteten Eichentüre. Das Treppenhaus war über dem Sockel, und von diesem lediglich mit einer feinen blauen Linie getrennt, in einem milden Grünton gestrichen. Wir dürfen uns zudem bemalte Podestdecken vor den Stockwerkstüren vorstellen, so wie wir das von anderen Hardeggerbauten im Kanton kennen. Von dieser Ausstattung ist aber so gut wie nichts mehr erhalten geblieben. Im Hochparterre lagen einst die halböffentlichen Räume der Pfarrei – das Empfangszimmer für Gäste, das Zimmer für die Christenlehre der Jugendlichen und das Büro. Im Obergeschoss befand sich die Wohnung. Die beiden Dachgeschosse waren als Estrich genutzt.

Der Umbau sah den Einbau von insgesamt drei Wohnungen vor. Die beiden Dachgeschosse wurden intern mit einer Wendeltreppe zu einer Maisonettewohnung zusammengebunden. Die Grundrisstrukturen sollten im ganzen Haus weitgehend erhalten bleiben, womit auch die Innenausstattung mit den gestemmt Täfern und den dazu passenden Türen sowie die Parkette und Deckentäfer, soweit noch vorhanden, erhalten blieben.

Von den zu erwartenden ursprünglichen Deckenmalereien wurden im Inneren nur noch kleinere Reste gefunden. Sie wurden dokumentiert und deckend



Ansicht von Südwesten und Räume im Erdgeschoss vor der Renovation.  
Fotos: Forma Architekten AG, St.Gallen.



Die restaurierte Veranda in ihrer historischen Farbenpracht.



Das neu ausgebaute obere Dachgeschoss, Blick über die Wendeltreppe zur Lunette der Südfassade.

konserviert. Neben den Täfern der Repräsentationsräume zierten florale Tapetenmuster die privaten Zimmer. Die Farbigkeit war geprägt von einem hellen Grün und braunroten Tönen. Da vieles nicht mehr vorhanden war, musste ein neues Farbkonzept auf der Grundlage der Farbbefunde entwickelt werden. So entstanden moderne Räume, die dennoch stimmig mit der historischen Bau-substanz harmonisieren.

Eine grosse Herausforderung war der Brandschutz. Würden die geltenden Normen für Neubauten kompromisslos umgesetzt, so hätte dies einen sehr grossen Verlust der schutzwürdigen Substanz zur Folge. Das Gesetz sieht jedoch einen Handlungsspielraum vor, den es bei jedem Umbau neu auszuloten gilt. Dazu muss auch ein gewisser zusätzlicher Aufwand betrieben werden, zum Beispiel müssen Parkette zwischenzeitlich ausgebaut und nach den Brand-schutzmassnahmen wieder eingebaut werden. Für solche und weitere zusätz-liche Aufwendungen kann die Denkmalpflege Beiträge sprechen. Aber nur wenn auch Eigentümer und Architekten bereit sind, einen gewissen Mehraufwand in Kauf zu nehmen, wird ein solch überzeugendes Resultat wie beim Pfarrhaus in Abtwil möglich.

<b>Bauherrschaft</b>	Katholische Kirchgemeinde Abtwil-St. Josefen
<b>Architekt</b>	Forma Architekten AG, St.Gallen, Cédric Bosshard und Mathias Jarling
<b>Farbuntersuchung</b>	Klaus Engler, Untereggen; Johann Herovits, Goldach
<b>Denkmalpflege</b>	Irene Hochreutener
<b>Bildnachweis</b>	Elisa Florian, St.Gallen; Titelbild: Kurzschluss Photography, Speicher
<b>Literatur</b>	Johannes Huber: Kirchen und Pfarreien in Gaiserwald SG, St.Gallen 2005



## **Oberriet Kriessern ehem. Gasthof Adler**

Kirchdorfstrasse 25

Gesamtrenovation und Ersatzbau  
Scheune 2014/15

Der «Adler» nimmt im Dorfkern von Kriessern eine zentrale Stellung ein. Unter Berücksichtigung seiner heute noch nahezu originalen Gesamterscheinung ist das Gebäude wohl der wichtigste Zeuge des Dorfes aus dem 19. Jahrhundert. Zusammen mit der gegenüberliegenden Kirche bildet er eine ortsbauliche Spange, die dem Ortskern die notwendige Dichte erhält. Die kürzlich durchgeführte Restaurierung des Hauptgebäudes mit einem Ersatzbau an der Stelle der ehemaligen Scheune gibt dem stattlichen Bau wieder sein frisches Aussehen und die erforderliche Präsenz im Ortsbild.



Der Adler vor der Renovation, mit der alten Scheune, deren grosse Fenster den Saal verraten.



Die neu geschindelte Fassade mit den restaurierten Schieberlifenster und dem alten Wirtshausschild.



Stimmige Eingänge in das alte Gasthaus und in den neuen Wohnbau anstelle der Scheune.



Im Gewölbekeller ist der «Laden zum Glück» beheimatet.



Die gemütliche, sanft restaurierte Gaststube mit dem antiken Mobiliar beherbergt Gesellschaften und im Dezember das «Adventskafi».

An der Stelle des heutigen Hauptgebäudes stand vor 1820 ein Torkel. Wir dürfen davon ausgehen, dass dessen Sockel und Kellerräume für den Neubau von 1824 grossteils übernommen wurden. Bauherr war Bäcker Josef Kolb, der in Küche und Gaststube einen stattlichen Backofen einbauen liess. Von der Strasse abgewendet, wurde nach kurzer Zeit unter Verlängerung des Firstes auch eine Scheune angebaut. Darin wurde wohl in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts ein Tanzsaal eingerichtet, was den «Adler» definitiv zu einem wichtigen Ort des gesellschaftlichen Lebens von Kriessern machte und fast bis zum Ende desselben Jahrhunderts erhielt. Der Backofen machte der Statik des Gebäudes etwas zu schaffen, weshalb er mit Ausnahme der Ofenplatte mit dem Erbauungsdatum ausgebaut werden musste. Dafür gelangte in der Scheune eine regelrechte Mosterei zum Einbau und später im gemauerten Erdgeschoss eine Metzgerei mit einem kleinen Verkaufslokal. Nahezu ununterbrochen wurde aber bis zur Jahrtausendwende im Hauptgeschoss gewirtet.

Durch eine glückliche Fügung kam die Liegenschaft 2009 in die Hand eines ortsansässigen Architekten, der den baulichen und den gesellschaftlich-kulturellen Wert der Liegenschaft erkannte und erhalten wollte. Um das Haupthaus von intensiven Nutzungen und den damit verbundenen baulichen Konsequenzen zu entlasten, entschloss sich der neue Eigentümer, den Scheunen-anbau durch einen Neubau gleicher Volumetrie zu ersetzen und dort attraktive Wohnungen einzubauen. Der Neubauteil ordnet sich gestalterisch streng hinter den Hauptbau, obwohl er diesen volumetrisch in der Längenausdehnung überflügelt. Er übernimmt auch die Vertikalerschliessung beider Gebäudeteile.

Diese Massnahme ermöglicht eine zurückhaltende Nutzung des Haupthauses unter Wahrung der originalen biedermeierlichen Raumboflächen und sogar die kulturelle Nutzung der Gaststuben mit der alten Küche für ungezwungene Anlässe. Mit dem neuen Schindelschirm, den handwerklich sensibel ausgeführten Reparaturen an Fassade und Fenstern sowie dem lauschigen Vorgarten unter der markanten Linde leistet der Adler wieder einen authentischen Beitrag zum lebendigen Dorfbild und wird seiner «strategisch» hervorragenden Lage voll gerecht.

**Bauherrschaft und Architekt**

og-architektur, Kriessern, Otmar Graber

**Schindelschirm**

Hutter Bedachungen AG, Kriessern

**Restaurierung Fenster**

Graf Fenster AG, Hinterforst

**Restaurierung Holzherd**

Kobler Ofenbau, Altstätten

**Denkmalpflege**

Michael Niedermann

**Bildnachweis**

Otmar Graber; Kurzschuss Photography, Speicher



## **Pfäfers ehem. Kloster / Psychiatrische Klinik St. Pirminsberg**

Fassadenrenovation und  
Umgestaltung Klostersgarten 2018/19

Die erste Klostersgemeinschaft am Ausgang des Taminatales wird 731 erwähnt. Schon bald gehörte Pfäfers zu den berühmten Klöstern des Frühmittelalters. Es stand an der Spitze der drei churrätischen Männerklöster Pfäfers, Disentis, Müstair und folgte der Regel des hl. Benedikt. Wenngleich die einzelnen Mönche mit Ausnahme von Kleidung und ausgewählten Werkzeugen über keinen persönlichen Besitz verfügen durften, gelangten die Klostersgemeinschaften der Benediktiner in aller Regel zu beachtlichem Reichtum und manifestierten diesen in herrschaftlichen Bauten. Die heutigen Bauten des Klosters Pfäfers entstanden nach einem verheerenden Brand der Vorgängerbauten zwischen 1672 und 1694.



Das Sichtbarmachen der Eckquader bedingte das Anbördeln des neuen Verputzes.



Die neue Terrassierung interpretiert mit heutigen gestalterischen Mitteln und Materialien die Grandezza und Eleganz des Klassischen – und beschert dem barocken Hauptportal wieder einen angemessenen Zugang. Foto: Hanspeter Schiess, Trogen.



Die restaurierte Westfassade.



Auf der Darstellung auf der Schweizerkarte von H.L. Moos 1698 sind Garten und Eckquader zu sehen; auf der Fotografie von Hans Schmidt, Bad Ragaz, um 1960 dagegen der recht öde Vorbereich des Klosters.

Das klar aufgebaute, frühbarocke Viereck des Klosters Pfäfers ist von eindrücklicher Einfachheit. Die südliche Hauptfassade wird durch seitliche Risalite ausgezeichnet. Die Klosterkirche als östlicher Flügel des Geviertes springt seitlich etwas vor, worin ihre Nebenfunktion als Pfarrkirche zum Ausdruck gebracht wird. Axial in der Hauptfassade des Klosters ist ein stattliches Portal mit Freitreppe angeordnet, davor liegt der repräsentative Klostergarten Süd. Die Fassaden des gesamten Geviertes sind weitgehend schmucklos ausgestaltet und mit regelmässigen Fensterreihen gegliedert. Der Bau beeindruckt daher nicht durch eine reiche Verzierung, sondern durch seine topografische Lage und die monumentale Gesamterscheinung.

Im Zuge der aktuellen Renovationsetappe wurde der dem repräsentativen Hauptzugang vorgelagerte Klostergarten umgestaltet. Den Gestaltungsprinzipien barocker Gärten folgend, wurde auf die natürliche Hangneigung mit einer Terrassierung reagiert. Diese wiederum rief nach eleganten, axialsymmetrischen Treppenanlagen und Balustergeländern. In Ermangelung eines Vorbestandes wurden diese klassischen Elemente in einer heutigen Formensprache nachempfunden. Die Neugestaltung bereichert den kleinen Park mit dem schönen Baumbestand in seiner Nutzbarkeit und hebt die Hauptfassade wieder auf einen ansprechenden Präsentierteller. Die verbleibende Restfläche mit einer ausgeprägten Dreiecksform erhielt eine naturnahe Wegführung und Bepflanzung.

Die notwendigen Reparaturen an den Fassaden bedingten einen Ersatz des (bereits modernen) Verputzaufbaus. Damit stellte sich die Frage nach der Ausbildung der früheren Eckquaderung. Diese konnte auf alten Darstellungen eindeutig nachgewiesen werden. Unklar ist aber bis heute deren ursprüngliche Ausführung, da die behauenen Ecksteine unregelmässig und bündig zum rohen Mauerwerk versetzt sind. Die gewählte Ausführung mit den sichtbaren Steinen korrespondiert mit der vergleichsweise rustikalen Gesamterscheinung, dürfte aber kaum der originalen (vermutlich aufgemalten) Version entsprechen.

Im Inneren mussten zahlreiche funktionelle Anpassungen vorgenommen werden. Dabei waren auch Feuerschutz- und andere Auflagen zu berücksichtigen, welche in unzähligen Einzelentscheidungen und mit Respekt gegenüber dem historischen Bestand und der Gesamtwirkung gelöst wurden.

<b>Bauherrschaft</b>	Kanton St.Gallen, Hochbauamt
<b>Architekt</b>	Itten & Brechtbühl AG, St.Gallen
<b>Landschaftsarchitektur</b>	Pauli Stricker GmbH, Landschaftsarchitekten BSLA, St.Gallen
<b>Bauleitung</b>	Ammann Partner AG, Stein AR
<b>Denkmalpflege</b>	Peter Rüegger und Michael Niedermann
<b>Bildnachweis</b>	Kurzschuss Photography, Speicher



## Rapperswil Rebhäuschen Lindenhof

Renovation 2019

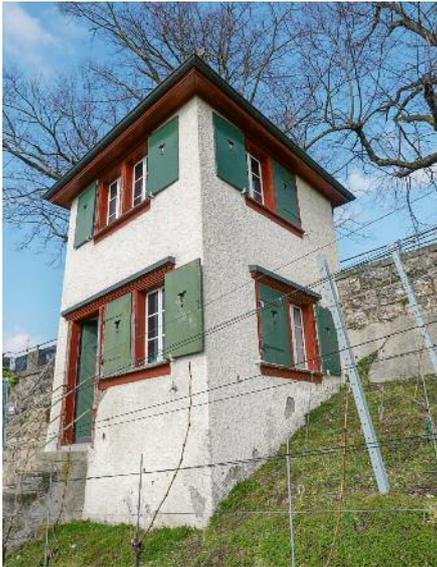
Die charakteristische Silhouette der Stadt Rapperswil wird von Kirche und Schloss sowie von den prächtigen Bäumen auf dem an das Schloss anschließenden Lindenhof dominiert. Darunter liegt bis hinab zu den Gärten zwischen dem Kapuzinerkloster und dem oberen Curtihaus ein Rebberg. An der Nahtstelle vom Rebberg zur Stützmauer des Lindenhofs erhebt sich stolz ein kleines Rebhäuschen. Es dürfte ein beträchtliches Alter aufweisen, ist es doch bereits auf dem Stich von Matthäus Merian von 1637 dargestellt. Seit der sanften Renovation strahlt es wieder fröhlich über den See.



Das frei stehende neue Küchenmöbel im unteren Raum.



Das Rebhüsli als Teil der Stadtsilhouette über dem Rebberg.



Vorzustand mit Putzschäden.

Das Rebhäuschen beim Lindenhof hatte durch unsachgemässe innere Arbeiten der letzten Jahrzehnte, insbesondere im unteren Geschoss, diverse Feuchteschäden erfahren, zum Beispiel beim Putz im Sockelbereich, bei den Verkleidungen der Wände innen und im unteren Bereich der Treppe, welche morsche Stellen aufwies und nur noch vermindert tragfähig war.

Die problematischen Materialien wurden entfernt und die schadhaften Stellen neu aufgebaut und verstärkt. Mittels mineralischem Feuchteregulierungsputz und Kalkanstrich wurde dem Mauerwerk die Feuchte entzogen. Durch eine dampfdiffusionsoffene Konstruktion sollen in Zukunft Feuchteschäden vermieden werden. Damit die Feuchteregulierung möglichst ungehindert geschehen kann, wurde die bestehende Küche von der Aussenwand entfernt und durch ein «Küchenbuffet» in der Raummitte ersetzt.

Die Fassade hatte einen für ein Rebhäuschen unpassenden, grobkörnigen Deckputz. Aus diesem Grund wurde entschieden, den bestehenden Kellenwurf mit Dispersionsanstrich vollflächig zu entfernen und durch eine für dieses Objekt historisch adäquate Oberfläche zu ersetzen. Ausgeführt wurde ein mineralischer Sumpfkalk, welcher Nass in Nass (al fresco) gekalkt und anschliessend zweimal mit Kalkfarbe gestrichen wurde. Dies gewährleistet einen dauerhaften Fassadenschutz. Sämtliche Holzteile an der Fassade, Fensterflügel, -gewände und -läden sowie die Dachuntersichten wurden aufgefrischt und mit Ölfarbe gestrichen. Die bestehenden Ziegel wurden vom Moos befreit und gereinigt.

Mit diesen sorgfältigen und zurückhaltenden Massnahmen und mit dem Rückgriff auf historisch bewährte Materialien hat das Rebhäuschen ästhetisch und bauphysikalisch wieder eine gesicherte Zukunft – und lädt zum Umtrunk an exklusiver Lage und in authentischer historischer Bausubstanz.



Auftrag des neuen Kalkputzes.



Das Rebhäuschen neben dem 1866 abgebrannten Schützenhaus (B), Matthäus Merian 1637.

<b>Bauherrschaft</b>	Stadt Rapperswil-Jona
<b>Architekt</b>	wissmann architekten gmbh, Rapperswil
<b>Verputze</b>	Boxler Bau GmbH, Rapperswil
<b>Maler</b>	Fontana & Fontana AG, Jona
<b>Denkmalpflege</b>	Moritz Flury-Rova
<b>Text</b>	Christof Wissmann und Moritz Flury-Rova
<b>Bildnachweis</b>	wissmann architekten gmbh, Rapperswil



## **Steinach Kath. Pfarrkirche St. Jakobus d. Ä. und Andreas**

Fassadenrenovation 2019

Seit dem 9. Jahrhundert ist die Steinacher Kirche nachgewiesen. Der heutige stolze Barockbau geht auf einen Neubau von 1742/43 durch den Teufener Baumeister Johann Jakob Grubenmann zurück. 1770 wurde das Innere durch Johann Ferdinand Beer umgestaltet und erhielt dabei die prächtige Stuckdecke von Peter Anton Moosbrugger mit Gemälden von Franz Ludwig Herrmann. Eine Gesamtrenovation fand 1952/53 durch Architekt Albert Bayer statt, eine Innenrenovation 1981 durch Architekt Robert Bamert. Aufgrund herabfallender Stukturen erfolgten Ende 2018 Notsicherungsmassnahmen an der Decke des Kirchenschiffs. Bereits länger geplant war eine umfangreiche Fassadensanierung, insbesondere des Verputzes und der Steinarbeiten. Diese entwickelte sich bei näherer Untersuchung als sehr komplexes Projekt, das Ende 2019 erfolgreich abgeschlossen werden konnte.



Schadhafter Fassadenputz neben dem Seiten-  
eingang Süd.



Reparatur am Verputz des Kirchenschiffs.



Am Turm wurde der Verputz vollständig ent-  
fernt.



Vor der Renovation stellte die Sonnenuhr einen  
Engel auf einem langen Schweif dar. Die Malerei  
hatte keinen besonderen historischen oder  
künstlerischen Wert. Da der Aufwand ihrer Res-  
taurierung in keinem Verhältnis zu ihrem Wert  
gestanden hätte, wurde zusammen mit den  
Restauratoren entschieden, das neue Sonnen-  
uhrmotiv auf der Basis der vorhandenen Uhr-  
zeiten aufzubringen.



Der neue, historisch korrekt feinkörnige Kalk-  
putz am Turm hebt sich vom grobkörnigeren,  
klosterputzartigen Zementputz der letzten  
Renovation am Kirchenschiff ab.

Die barocke Pfarrkirche ist seit dem 18. Jahrhundert mehrfach verändert und restauriert worden. Die Renovierungsarbeiten im 20. Jahrhundert beinhalteten konstruktive Veränderungen an der barocken Stuckdecke, und die Kirche erhielt im Innern einen mit dem Mauerwerk verbundenen Zementboden. Ferner wurde der gesamte Aussenputz durch einen Zementputz mit hydrophobem Anstrich ersetzt. Diese Massnahmen (in Kombination) führten zu der auch in höhere Mauerlagen aufsteigenden Feuchtigkeit, zu den in den letzten Jahren aufgetretenen Schäden im Fassadenputz sowie zu den Rissen an der Stuckdecke im Kirchenschiff.

Um der komplexen bauphysikalischen Situation gerecht zu werden, war vor Renovationsbeginn eine gründliche Analyse der zugefügten Materialien und Eingriffe in die Konstruktion und anschliessend die interdisziplinäre Zusammenarbeit aller Fachexperten notwendig. Ein spezialisiertes Labor untersuchte die gesamten Fassadenflächen nach losen Stellen und Rissen. Es folgte eine Schadenskartierung, die den Planern eine Übersicht brachte, welche Massnahmen zu treffen seien.

Das Renovationskonzept bestand schliesslich in einem Zusammenspiel von aus der Entstehungszeit des Gebäudes verbauten natürlichen Materialien und jenen unnatürlichen (Dispersionsfarbe), die insbesondere im 20. Jahrhundert hinzugefügt worden waren. Beim Kirchturm wurde aufgrund der sehr grossen Schadensflächen die gesamte Putzfläche bis auf das Mauerwerk entfernt und ein neuer Kalkputz aufgebracht. Hingegen wurde der hohe Schadensbereich am Sockel des Kirchenschiffes nur bis auf den Grundputz entfernt. An dieser Stelle wurde der Oberputz als reiner Zementputz mit hydrophobem Anstrich versehen, da die obere restliche Wandfläche auch nur aus solchem bestand. Bei Anwendung eines Kalkputzes wäre das Niederschlagswasser vom harten oberen Putz auf den weicheren unteren Putz geflossen und in ihn eingedrungen.

Diese Fassadenrenovation zeigte exemplarisch, welche Auswirkungen die im 20. Jahrhundert hinzugefügten Materialien und der Eingriff in die Tragstruktur hatten; sie zeigte aber auch, wie entscheidend die Grundlagenermittlung vor der Ausführungsplanung ist, um die für das Baudenkmal richtige Entscheidung zu treffen. Die eingangs erwähnte Notsicherung der reich verzierten barocken Decke ist in ca. zwei Jahren vorgesehen, in der Zwischenzeit wird dafür ein neues restauratorisches Konzept erstellt.

<b>Bauherrschaft</b>	Katholische Kirchengemeinde Steinach
<b>Bundesexperte Bauphysik</b>	Ernst Baumann, Bazenheim
<b>Putzanalyse und Rezepturen</b>	BWS-Labor, Winterthur
<b>Ausführung Putzarbeiten</b>	W. Peterer, Steinach; Kradolfer Gipserhandwerk, Weinfelden
<b>Malerarbeiten</b>	Palatini AG, Steinach
<b>Kunststeinrestaurierung</b>	Bärlocher Steinbruch Steinhauerei AG, Staad
<b>Farbkonzept und Sonnenuhr</b>	Fontana & Fontana AG, Jona
<b>Denkmalpflege</b>	Karin Sander
<b>Bildnachweis</b>	Morgenegg Gervasi AG (während der Renovation); Kurzschuss Photography, Speicher (nach Renovation)



## Thal Buechen Buechbergstrasse 29a

Gesamtrenovation sowie Ersatzbauten Stallscheune und Schopf  
2018/19

Am Nordhang des Buechbergs liegen verstreut einige alte Weiler, im 19. Jahrhundert noch durchsetzt von Rebbergen. Der Weiler Tobler ist eine dichtgedrängte Gruppe von Bauernhäusern und Ökonomiebauten. An seinem unteren Rand liegt das Bauernhaus Buechbergstrasse 29a, das im Gegensatz zu den meisten andern seine Giebelfront nach Osten statt nach Süden richtet. Auf der Westseite war unter gleichem First die Stallscheune angebaut, die in den 1960er-Jahren abgebrochen wurde. Beim aktuellen Umbau entstanden moderne, aber gute eingepasste Ersatzbauten für die Stallscheune und für einen Schopf an der Nordseite. Daneben wurden die verputzten Fassadenflächen renoviert, das Dach und die Fenster erneuert, im Inneren die Strickkonstruktion gereinigt und wo notwendig ergänzt, die Decken teilweise erneuert, die Böden restauriert und teilweise erneuert, der Ofen instand gesetzt.



Enge und Weite – je nach Perspektive – charakterisieren das Haus am Rand des Weilers.



Der neue Anbau nimmt den Querschnitt der ehemaligen Stallscheune auf, ist aber deutlich kürzer.



Historische Fotografie vor dem Abbruch der Stallscheune in den 1960er-Jahren.

Das Wohnhaus aus dem 18. Jahrhundert ist teilweise unterkellert und besteht aus einer Holzkonstruktion auf einem Sandsteinsockel. Die Sondierung der bestehenden Holzstruktur durch den Holzbauingenieur im Dezember 2017 zeigte, dass diese nur zum Teil als Strickbau erstellt worden war. Die Aussenwände des westlichen Teils waren eine Bohlenständerkonstruktion – und im Vergleich zum Strickbau in einem weniger guten Zustand, besonders die ehemalige Westfassade, wie sich beim Entfernen der Eternitschindeln im Januar 2019 herausstellte. Die Wand war nach dem Abbruch der Scheune aussen gedämmt und mit Eternit verkleidet worden; auf der Innenseite schlossen im Erdgeschoss Keramikplatten und die Küchenmöbel direkt an die Wand an. Die unzureichende Belüftung der Wand führte zu morschen und vom Holzwurm befallenen Stellen.

Das bestehende Wohnhaus wurde in Anlehnung an das ehemalige Tenn und in dessen Kubatur auf der Westseite um einen Wohnraum erweitert. In Verbindung mit dem kleinteiligen Bestand entstand ein räumliches Wechselspiel. Die Kammern innerhalb der Strickbau-Struktur blieben unverändert. Der mittlere Bereich behielt seine dienende Funktion: Hier befindet sich das Treppenhaus, im Erdgeschoss der Eingang und eine Nasszelle, im Obergeschoss die Diele, die Ankleide und neu eine zweite Nasszelle. Die westseitige Aussenwand konnte nicht erhalten werden. Die Gestaltung der neuen Wand verweist mit ihrer Öffnung auf die ehemalige Nutzung als Fassade und unterscheidet sich durch ihre Staffelung in der Vertikalen von den anderen neu erstellten Holzwänden. Der Altbau wurde energetisch saniert indem Erdgeschoss- und Estrichboden gedämmt wurden. Die Decke über dem Erdgeschoss wurde durch eine Vollholzdecke ersetzt, da ihre Tragfähigkeit teilweise unzureichend war und sie ein starkes Gefälle aufwies.

Die der Witterung ausgesetzte Holzstruktur des nordseitigen Schopfs befand sich in einem schlechten Zustand. Sondierungen durch den Massivbauingenieur im Rahmen des Vorprojekts ergaben zudem, dass die Sockelmauer aus Bruchstein nicht, respektive nur mit sehr grossem finanziellen Aufwand hätte erhalten werden können, da sie nicht tragfähig und das nur teilweise vorhandene Fundament mangelhaft war. Der Schopf wurde komplett abgebrochen und durch einen Neubau in der früheren Volumetrie ersetzt. Um die Raumhöhe, die Belichtung und die Aussicht zum Bodensee zu optimieren, wurde die Traufe der Nordfassade um rund einen Meter angehoben, was sich auf die Dachneigung des Schopfs auswirkt. Diese entspricht nun in etwa der Neigung der südlichen Aufschieblinge des Wohnhauses. Im Zugangsgeschoss befinden sich zwei Schlafzimmer und eine Nasszelle, das nicht unterteilte obere Geschoss wird als Küche, Wohn- und Essraum genutzt. Die bestehende Strickbauwand zum Wohnhaus ist auf der Schopfseite unverändert sichtbar. Eine sandgestrahlte Betonmauer ersetzt die bisherige Sockelmauer aus Bruchstein, die charakteristischen Niveausprünge wurden beibehalten.



Ansicht von Nordosten mit dem Ersatzbau des Schopfs.



Als Kompensation zu den niedrigen alten Zimmern ein überhoher Raum im westlichen Neubauteil.



Das Innere des Ersatzbaus für den Schopf, links das Panoramafenster zum Bodensee, rechts die alte Strick-Aussenwand des Hauses.



Historische Strickkammer im alten Haus.

Die Fassade des bestehenden Wohnhauses blieb, bis auf den Einbau der Hauseingangstüre anstelle eines Fensters auf der Südseite, unverändert. Die bestehenden Fenster wurden ersetzt. Das Dach hat ein neues, ungedämmtes Unterdach erhalten. Da die Anzahl bestehender, gut erhaltener roter Biberschwanzziegel zu gering war, wurde die gesamte Dachfläche einheitlich mit neuen Biberschwanzziegeln eingedeckt. Die Spenglerarbeiten wurden durchgehend erneuert. Im Gegensatz zur horizontalen Lattung des Bestands (wohl aus den 1960er-Jahren) wurde die neue Fassade, in Anlehnung an traditionelle Ökonomiegebäude, als vertikale Deckleistenschalung erstellt. Die Fenster können entweder mit Schiebeläden verdeckt werden, oder die Deckleisten laufen vor dem Fenster durch und dienen als fixe Verschattung. Ausnahme bilden die beiden grossen, nach Norden und weg vom Weiler gerichteten Fenster im jeweiligen Wohnzimmer, welche keine Verschattung aufweisen. In Anlehnung an den Siedlungsbestand wird die Fassade durch Vor- und Rücksprünge in wenige, grosse Felder eingeteilt.

Bei der Renovation des aufgrund der Topographie sehr hohen Sockels der Ostfassade aus verputztem Bruchsteinmauerwerk wurde beispielhaft der ursprünglichen Materialität und dem traditionellen Handwerk Rechnung getragen. Der Restaurator hat zunächst eine Untersuchung des Untergrundes, des Zustandes von Putz und Mörtel sowie der bauphysikalischen Situation der unmittelbaren Umgebung bzw. der hinter der Fassade liegenden Räume vorgenommen. Schliesslich wurde eine auf diesen Untersuchungen basierende Putzrezeptur entwickelt, welche aus Sumpfkalk, natürlichem hydraulischen Kalk



Das Sockelmauerwerk nach dem Abschlagen des Verputzes. Foto: Matthias Mutter, Bad Ragaz.



Die Hauptfassade mit dem frisch verputzten Sockel. Foto Kantonale Denkmalpflege.

und einem speziellen Sand mit «richtiger» Siebkurve besteht. Da das Mauerwerk stark durchfeuchtet war (und immer wieder sein wird), muss die erste Putzschicht bis auf ca. ein Meter Höhe als sogenannter Opferputz betrachtet werden. Das bedeutet, dass dieser Putzbereich durch die Feuchtigkeit weniger gut abbinden kann und mit den Jahren zerfällt. Dies ist ein natürlicher Prozess, der bei den mit reinem Kalkputz versehenen historischen Gebäuden immer schon passierte. Durch die atmungsaktive Putzschicht lässt sich aber ein kapillares Aufsteigen der Feuchtigkeit im Mauerwerk auf einen kleinen Bereich beschränken. Würde diese Bruchsteinmauer mit einem Zementputz versehen, würde die Feuchtigkeit höher steigen. Für unsere Zeit ist dieses Vorgehen ungewöhnlich und gewöhnungsbedürftig, da unsere visuelle Wahrnehmung für eine «schöne» Fassade keine ungleichen Flächen zulässt. In früheren Zeiten war aber genau dies sehr «normal» und macht die Schönheit dieser auch in sich nicht völlig homogenen Putzoberflächen aus.

Der Bauherrschaft ist es gelungen, einen Konsens zwischen den neuen Wohnkomfortbedürfnissen und der Wahrung der historischen Substanz zu finden. Die Architekten haben ein Weiterbauen am Bestand mit einfachen stilistischen und materiellen Mitteln ermöglicht.

<b>Bauherrschaft</b>	Katharina und Alfred Schelling, St.Gallen
<b>Architekt</b>	KIT architects eth sia gmbh, Zürich
<b>Restaurierung Kalkputz</b>	Matthias Mutter, Bad Ragaz
<b>Denkmalpflege</b>	Karin Sander
<b>Bildnachweis</b>	Ruedi Walti, Basel



## Walenstadt Altes Rathaus

Rathausplatz 1

Umbau erstes Obergeschoss 2018/19

Das Alte Rathaus steht hinter dem Kreuzungspunkt von Bahnhofstrasse und Seestrasse am Hauptplatz. Es wurde 1799 nach dem Stadtbrand neu errichtet und hat bis heute verschiedene Umbauten erfahren, wie z.B. die Öffnungen der Fenster und des Tores im Erdgeschoss an der Giebelfront zu einem arkadenähnlichen Durchgang. Auch das Innere erfuhr Umgestaltungen und Modernisierungen. Es ist sehr erfreulich, dass beim aktuellen Umbau des ersten Obergeschosses historische Strukturen und Oberflächen wieder hervorgeholt und in Wert gesetzt werden konnten.



Das alte Treppenhaus mit dem Geländer mit gedrechselten Staketen und Antrittspfosten.



Sitzungsraum und Büro mit den alten Parkettböden und Wandtäfern – würdige Räume des Alten Rathauses.



Das erste Obergeschoss bei Beginn der Renovationsarbeiten. Foto: Kantonale Denkmalpflege.

Beim Umbau der Räume im ersten Obergeschoss zu Büronutzung für die Ortsgemeinde war einerseits die Wiederherstellung bzw. die Restaurierung von Wand-, Boden und Deckenfassungen geplant und andererseits die Einrichtung eines Archivraumes, einer kleinen Teeküche, die Verlegung der zentralen Elektroverteilung und die Erneuerung der WC-Anlage.

Zunächst wurden sämtliche Einbauten aus den 1970er-Jahren entfernt, sodass die zweihundertjährige Konstruktion hervorkam. Zwischen dem zentralen Versammlungsraum und einem angrenzenden Büroraum wurde eine vermutlich bauzeitliche Holzträgerstruktur entdeckt und freigelegt. Die benötigten Schrank-einbauten erfolgten daher in Abstand zur Konstruktion, sie wurden in diese Trennwand eingeschoben und sind entweder von der einen oder anderen Raum-seite benutzbar. Die neue Farbfassung der Täferung basiert auf einer Farbunter-suchung, welche nur eine Schicht unter der obersten Schicht hervorbrachte.

Insgesamt haben die Architekten eine einfache, dem Gebäude angepasste Gestaltung gewählt und gleichzeitig durch die helle Farbgebung freundliche Büroräume in Kombination von alten und neuen Elementen geschaffen.

**Bauherrschaft**

Ortsgemeinde Walenstadt

**Architekt/Bauleitung**

arch Müller Architektur und Bauleitungen AG, Walenstadt

**Denkmalpflege**

Karin Sander

**Bildnachweis**

Kurzschuss Photography, Speicher

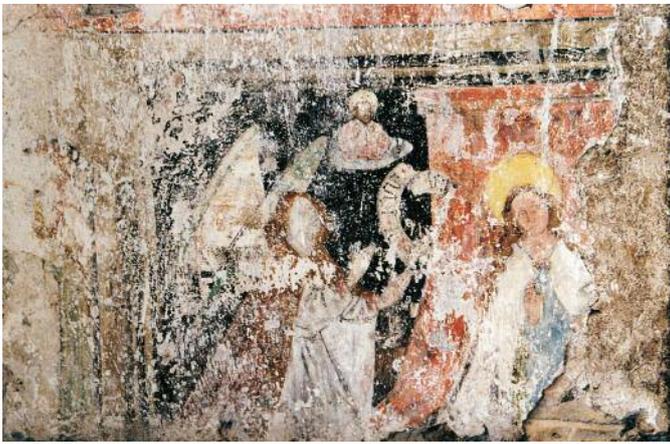


## Walenstadt ehem. Kapelle St. Wolfgang

Kapellgasse 4

Restaurierung Freskofragmente  
2018/19

Die heutige Kapelle St. Wolfgang ist ein Bau von 1744. Im westlichen Teil des direkt unterhalb der Kapelle stehenden Hauses steckten die Reste des Vorgängerbaus. Beim Umbau von 2007 kamen wertvolle gotische Wandmalereien zum Vorschein, die leider bis auf wenige Reste zerstört wurden. Zehn Jahre später erhielt die Denkmalpflege den Hinweis, dass in Walenstadt einige abgelöste Freskostücke vorhanden seien. Dank der Vermittlung von Richard Gubser und der finanziellen Unterstützung der Ortsgemeinde konnten diese Reste gesichert und in eine präsentable Form gebracht werden. Sie sind jetzt in der barocken Kapelle ausgestellt. Es sind eindruckliche Zeugnisse mittelalterlicher Bildkunst –, und ihr Schicksal zeigt, wie fragil diese spärlichen, jahrhundertalten Reste sind.



Die Malerei, wie sie beim Umbau des Hauses zum Vorschein kam. Links ein gerahmtes Bildfeld mit der Verkündigung an Maria. Links der Engel Gabriel mit der Schriftrolle «Ave Maria», darüber die Büste von Gottvater. Maria kniet in einem gotischen Betstuhl. Rechts zwei Bildstreifen, der obere mit einer unbekanntem mehrfigurigen Szene. Unten sind zwei Köpfe mit Mitren und Heiligenscheinen zu sehen, wovon der rechte ein Kirchenmodell trägt, das Emblem des Kirchenpatrons St. Wolfgang. Fotografien 2007.



Im Jahr 2007 war das Haus direkt südlich der barocken Kapelle umgebaut worden. Obwohl das Haus unter Schutz stand und bekannt war, dass sich darin der Vorgängerbau der Kapelle sowie Kaplanei und Schule befanden, waren weder Denkmalpflege noch Archäologie von der Gemeinde informiert worden. Beim Umbau kamen umfangreiche Wandmalereien zum Vorschein, insbesondere eine Verkündigung und mehrere Heilige. Der Eigentümer realisierte, dass es sich dabei um etwas Besonderes handelte und versuchte selber einige Stücke der Malereien aus der Wand zu lösen.



Nachdem die Denkmalpflege im Herbst 2017 von diesen Fragmenten Kenntnis erhalten hatte, konnten sie 2018 Restaurator Matthias Mutter übergeben werden. Worum es sich handelte, war zunächst nicht sichtbar, sie lagen mit der Bildseite nach unten auf Holzbrettern. Es waren fünf Malereifragmente auf mehr oder weniger dicken Putzschichten und mehrfach zerbrochen. Nach dem sorgfältigen Wenden galt es zuerst die von der Abnahme stammende Folie von der Malschicht zu lösen und diese dann zu festigen. Danach mussten die in eine Kontraform aus Gips gelegten Fragmente nochmals gewendet werden, um die Rückseite zu bearbeiten. Der Putz wurde auf 15 mm zurückgearbeitet und die Bruchstücke gekittet. Zur Stabilisierung erhielten sie einen neuen Putzträger und konnten mit diesem auf eine Aluwarenplatte aufgebracht werden. Die drei Fragmente der Verkündigung wurden anhand einer Fotografie des Vorzustandes in ihrer ursprünglichen Relation zueinander auf einer Platte gruppiert; die beiden Heiligenköpfe separat. Es handelt sich um eine Kalkmalerei, die in den frischen Verputz gemalt wurde und teilweise eine freskale Bindung einging. Kunsthistoriker Hans Rutishauser datiert die Malerei in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Die Freskofragmente im Atelier des Restaurators. Oben der Kopf der Maria bereits gewendet und das Fragment des Engels noch mit Bildfläche nach unten. Unten das sorgfältige Zusammenfügen der Bruchstücke im Sandbett beim Fragment mit dem bärtigen Kopf.



Durch den unkontrollierten Umbau 2007 ist neben der Malerei wertvolle historische Bausubstanz und damit Geschichte von Walenstadt verloren gegangen. Eine wissenschaftliche Untersuchung während des Umbaus hätte diese wenigstens dokumentieren können. Fachleute hätten die gesamten Fresken ohne grössere Schäden abzulösen und dem an mittelalterlicher Kunst armen Kanton St.Gallen einen künstlerischen Schatz zu erhalten vermocht. Dennoch sind wir froh, dass wenigstens diese kleinen Reste nun gerettet und dank der Ortsgemeinde der Öffentlichkeit zugänglich sind.

Die restaurierten Fragmente sind nun hinten in der barocken Wolfgangskapelle ausgestellt. Foto: Kurzschuss Photography, Speicher.

<b>Restaurator</b>	Matthias Mutter, Bad Ragaz
<b>Denkmalpflege</b>	Moritz Flury-Rova
<b>Bildnachweis</b>	Matthias Mutter, Bad Ragaz

## Heritage for Future...

Denkmalpflege der Stadt St.Gallen  
Jahresbericht 2019



# Heritage for future...

Die Wahlen für den National- und Ständerat im Herbst 2019 haben auf politischer Ebene bestätigt, was im vergangenen Jahr die Gesellschaft bewegte: Die «Klimajugend» hat an den «Fridays for Future» ihre Sorge um die Zukunft zum Ausdruck gebracht, der Klimawandel und Schlagwörter wie «Flugscham» oder «Dekarbonisierung» prägten den öffentlichen Diskurs in den Medien, sowohl in den sozialen wie auch den traditionellen. Die Anliegen dieser weltweiten Bewegung haben eine hohe Resonanz erfahren. Die Denkmalpflege erscheint in diesem Zusammenhang oftmals in einem schiefen Licht, wird als Verhinderin der Energiewende betrachtet, die sich um die klimapolitischen Ziele nicht kümmern würde. Häufig argumentiert wird mit der Ablehnung der Installation von Solaranlagen auf schützenswerten Bauten oder im geschützten Ortsbild oder mit der Verhinderung von energetischen Sanierungen durch Aussenisolationen. In diesen Bereichen konnten jedoch in den letzten Jahren in Zusammenarbeit von Energie- und Denkmalpflegefachstellen von Bund und Kantonen verschiedene Grundsatzpapiere und Leitfäden erarbeitet werden, die zeigen, dass eine Berücksichtigung der beiden grundsätzlich gleichberechtigten öffentlichen Interessen des Kulturgütererhalts und des Klimaschutzes möglich ist und sich eine Verbesserung des Energiehaushalts bei schützenswerten Bauten ohne wesentliche Beeinträchtigung des kulturellen Werts erzielen lässt.

Vergessen geht bei alledem oft, dass Klimaschutz und Denkmalpflege auf einer ähnlichen Motivation gründen. Beiden geht es um eine nachhaltige Entwicklung unter Schonung der Ressourcen. Die Erhaltung der historischen Bausubstanz ist dabei in vieler Hinsicht ein nicht unwesentlicher Beitrag zum Klimaschutz. Ältere Gebäude, insbesondere die vor dem Ersten Weltkrieg erstellten, wurden grundsätzlich für die Ewigkeit gebaut. Ihre Energiebilanz ist, wenn man die häufig vernachlässigte graue Energie mitberücksichtigt, viel besser als ihnen zugestanden wird. Sie zeichnen sich durch eine robuste Bausubstanz aus, die nicht nur aus meist einheimischen, sondern oft auch aus erneuerbaren Rohstoffen wie z.B. Holz besteht. CO<sub>2</sub>-Emissionen durch lange Transportwege wie bei heutigen Bauvorhaben fielen damals schon aus logistischen und technischen Gründen weg. Bei der Sanierung von Altbauten werden traditionelle Materialien und Techniken verlangt, die in der Regel deutlich mehr natürliche und umweltverträgliche Rohstoffe verwenden. Eine behutsame energetische Sanierung eines Altbaus oder die Umnutzung eines bestehenden Gebäudes sind um ein Vielfaches ressourcenschonender als der Abbruch samt Entsorgung und der anschliessende Neubau.

Nachhaltigkeit im Sinne der Denkmalpflege bedeutet also, den zukünftigen Generationen unser Kulturerbe möglichst umfassend weiterzureichen und ihnen möglichst viele Optionen im Umgang mit dem Denkmal und seiner Bausubstanz offen zu lassen. Dies bedingt Respekt gegenüber den menschlichen Leistungen und einen schonenden Umgang mit allen Ressourcen. «Perfektion jeder Art ist der sichere Tod historischer Bauten», schrieb der hessische Denkmalpfleger Gottfried Kiesow einst. Was er in den 1970er-Jahren auf allzu gründliche Restaurierungen bezog, gilt heute genauso für energetische Sanierungen und die Einhaltung von Baunormen. Nur mit einer ganzheitlichen Betrachtung, die jedes Baudenkmal als einmaliges und unwiederbringliches Zeugnis unserer Kultur begreift und für jede Aufgabe entsprechend individuelle Lösungen zulässt, können wir die Forderung nach einer denkmalpflegerischen Nachhaltigkeit erfüllen.

Nicht zuletzt auch diesem Credo verpflichtet, haben wir im vergangenen Jahr wieder eine Vielzahl von spannenden Projekten betreuen dürfen, von denen wir einzelne Beispiele nachfolgend vorstellen. Sie führen uns den Reichtum unseres kulturellen Erbes jedes Mal von Neuem vor Augen. Dieses in die Zukunft zu führen ist unser Auftrag und unsere Verpflichtung.

St.Gallen, im Januar 2020

Matthias Fischer, wissenschaftlicher Mitarbeiter Denkmalpflege Stadt St.Gallen



Die Jahresausstellung 2019 widmete sich den Hochhäusern in der Stadt St.Gallen, von den ersten zaghaften Versuchen in den 1930er-Jahren über die zahlreichen Wohnhochhäuser in den Boomjahren (im Bild die Häuser an der Moosstrasse) bis zu den jüngsten Hochhausbauten im 21. Jahrhundert.



An den Denkmaltagen im September stand das Thema «Farbe» im Fokus. In der Bruder-Klaus-Kirche in St.Gallen-Winkeln ermöglichte erst die ingenieurtechnisch meisterliche Umsetzung die spannungsvolle Raumkonzeption, welche durch die knappe Lichtführung und die farbigen Glasfenster von Ferdinand Gehr und weiteren Künstlern gesteigert wird.

## Öffentlichkeitsarbeit

28.3.	Stadtführung am Einführungstag des Personalamts der Stadt St.Gallen
13.5.-15.6.	Jahresausstellung 2019: «Dem Himmel entgegen. Hochhäuser in der Stadt St.Gallen» im Foyer des Rathauses
2.7.	Führung durch die Altstadt für Lernende des Berufs- und Weiterbildungszentrums für Gesundheits- und Sozialberufe BZGS
24.8.	Führung durch das Volksbad im Rahmen der Sommerspaziergänge der SP Stadt St.Gallen
10.9.	Führung Bahnhof und Marktplatz für eine Schulklasse der Kantonsschule Trogen
14.9./15.9.	Europäische Tage des Denkmals mit Führungen zum Thema «Farbe»

## Publikationen

Niklaus Ledergerber: «Warum Tourismus und Denkmalpflege nicht immer Freunde sind. Von Tourismus, Denkmalpflege und... Filzpantoffeln», in: KGS Forum 33 (2019), S. 48-53

## Team

Niklaus Ledergerber, Leiter Denkmalpflege, 100%  
 Matthias Fischer, wissenschaftlicher Mitarbeiter, 80%

Alicja Roffler, Praktikantin Januar-Februar

Roman Schober, Zivildienstleistender Januar  
 Samuel Hauser, Zivildienstleistender Februar  
 Davide Secchi, Zivildienstleistender März-Mai  
 David Stettler, Zivildienstleistender Mai-Juni  
 Samuel Melgarejo, Zivildienstleistender Juli-August  
 Josia Frischknecht, Zivildienstleistender August-September  
 Pascal Thoma, Zivildienstleistender Oktober  
 Samuel von Siebenthal, Zivildienstleistender Oktober-November  
 Sandro Eberle, Zivildienstleistender Dezember

Fotos: Denkmalpflege Stadt St.Gallen / Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St.Gallen

# Gaiserbahnhof – Bahnhofplatz 7 Sanierungsarbeiten

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 61 / Januar 2019



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieg die Stadt St.Gallen im Zuge der Stickereiblüte zu einer der wichtigsten Schweizer Handelsstädte empor. Die bisherige Transport-Infrastruktur genügte den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr, ein 1907 ausgeschriebener Wettbewerb sollte eine «einheitliche architektonische Gestaltung» für ein neues Postgebäude, den Haupt- und den Nebenbahnhof erbringen. Der 1913-1914 von Gemeindebaumeister Max Müller und seinem Adjunkt Hermann Lüthi erbaute Gaiserbahnhof erfüllt diese Anforderung bestens. Der Bau, eine verkleidete Eisenbetonkonstruktion, nimmt in der Materialisierung und formalen Gestaltung wesentliche architektonische Elemente des Hauptbahnhofs auf und bildet trotzdem ein eigenständiges Gebäude im Bahnhofsensemble. Charakteristisch ist der spitz zulaufende trapezförmige Grundriss von Gebäude und Perrondach, bedingt durch den Strassen- und Gleisverlauf.

Die Neugestaltung des Bahnhofplatzes und die Einführung der Durchmesserlinie der Appenzeller Bahnen (AB) hatten auch beim Gaiserbahnhof und in seiner Umgebung verschiedene Sanierungsarbeiten zur Folge. Bereits 2017 wurde der ehemalige Kiosk, der auf der Westseite angebaut war, zurückgebaut. Ebenfalls nicht mehr benötigt wurde die Leitstelle der AB an der Südfassade. An ihrer Stelle wurde die ursprüngliche Fensteröffnung samt Fenstergitter aufwändig rekonstruiert. Gleichzeitig wurden die Deckenuntersichten der Perrondächer aufgefrischt. Die einst mit verschiedenen Installationen zugestellte Südfassade erscheint heute wieder im ursprünglichen und ungestörten Erscheinungsbild. Noch ausstehend ist die Errichtung einer Sockelmauer als Abschluss gegenüber dem Strassenraum, diese wird sich in der Materialisierung an den Granit-Sockel des Gebäudes anlehnen.



Zustand 1989 mit Kiosk an der Westfassade und Leitstelle an der Südfassade.



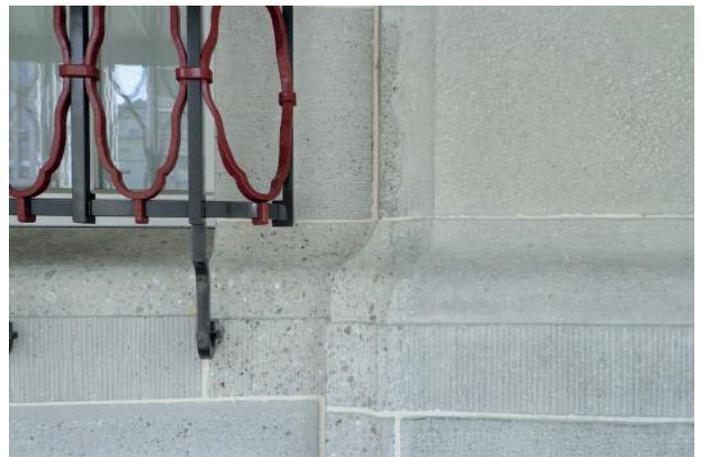
Das rekonstruierte Gitter samt Fenster. Die Farbigkeit des Gitters wurde bereits im Jahr 2015 untersucht und hier entsprechend dem ursprünglichen Erscheinungsbild wieder ausgeführt.



Die rekonstruierte Fensteröffnung in der Gesamtansicht.



Ehemals südliches Perron. Auf der Tafel stand einst «Gais-Ap-penzell». Da die Züge jedoch nicht mehr hier abfahren, musste dies übermalt werden.



Von nahem ist die Flickstelle durchaus erkennbar, auch wenn versucht wurde, die Stücke aus Kunststein dem Bestand so ähnlich wie möglich herzustellen. Während die Ostfassade in Anlehnung an den Hauptbahnhof mit Sandstein verkleidet ist, besteht die Verkleidung bei den anderen drei Fassaden aus Kunststein.

<b>Bauherrschaft</b>	Stadt St.Gallen, Hochbauamt, Dominik Tacke	St.Gallen
<b>Architektur</b>	Adrian Ebnetter, Architekt HTL	Heiden
<b>Natursteinarbeiten</b>	Gautschi AG	St.Margrethen
<b>Fensterbauer</b>	Huber Fenster AG	Herisau
<b>Metallbau</b>	Tobias Lenggenhager AG	Lömmenschwil
<b>Farbuntersuchung (2015)</b>	Kostgeld Malergeschäft AG	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Matthias Fischer	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

## Kolosseumstrasse 12 Renovation einer Dachwohnung

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 62 / Februar 2019



Ausgelöst durch den starken Aufschwung der Stickerei-Industrie und den Bau des Bruggwaldtunnels setzte zu Beginn des 20. Jahrhunderts im nördlichen Teil der ehemaligen Gemeinde Tablat ein starker Bauboom ein. Neue städtische Wohnquartiere lösten die bis dahin dörflich geprägte Bebauung ab. Als ein frühes Beispiel weist die südliche Blockrandbebauung an der Kolosseumstrasse noch Elemente des ausklingenden Historismus auf und steht so in einem interessanten architektonischen Kontrast zu den benachbarten Wohnbauten. Die Überbauung zeigt eine lebendige, abwechslungsreiche Fassadengliederung. Immer wieder andere Eingangsdispositionen, variantenreiche Erkeranlagen, verschiedene Balkonsysteme und eine ausdrucksstarke Dachlandschaft werden jedoch durch verbindende Elemente, wie das markante Sockelgeschoss aus Sandstein oder die Segmentbogenfenster im vierten Obergeschoss, geschickt zusammengehalten.

Wegen der damals herrschenden Wohnungsknappheit wurden auch die Dachgeschosse bis fast in den letzten Winkel als Wohnraum genutzt. Es überrascht aber schon, mit welcher Qualität und Sorgfalt diese Wohnungen ausgestattet sind. Beim Umbau der Dachwohnung im Haus Nr. 12 konnten noch etliche Reste der originalen Boden- und Wandoberflächen gefunden und teilweise ins Renovationskonzept übernommen werden. Die 60 Stufen bis in die Dachwohnung sind heute ohne Lift sicher ein Minuspunkt in der Vermarktung. Dafür kann aber mit einer einmaligen und hochstehenden Wohnatmosphäre viel wieder gut gemacht werden. Dies trifft auch auf die vorliegende Renovation zu: Mit viel Feingefühl, Freude an der erhaltenen Ausstattung und grossem handwerklichen Geschick ist eine Dachwohnung wiedererstanden, die nicht nur ein eindrückliches baugeschichtliches Zeitdokument darstellt, sondern auch einen hohen und zeitgemässen Wohnwert aufweist.



Die Renovation von historischen Räumen ermöglicht oft jungen Fachkräften das Erlernen und Anwenden traditioneller Handwerkstechniken. Nur so lässt sich das notwendige Wissen und Können tradieren.



Einfache Riemenböden lassen erkennen, dass man sich nicht in den nobleren Etagenwohnungen befindet. Diese Kohärenz von Wohnungstyp und Ausstattung trägt viel zu einem authentischen Gesamteindruck bei.



Die originalen Ausstattungen sind meist auf eine lange Lebensdauer ausgelegt und mit schadstofffreien Baumaterialien ausgeführt. Entsprechend lassen sie sich auch einfacher restaurieren und fördern ein angenehmes und natürliches Raumklima.



Der originale Gusseisen-Herd wie auch der alte Schüttstein (siehe Vorderseite) konnten erhalten und in die renovierte Küche integriert werden. Dies ermöglichte auch den bestehenden Terrazzo-Boden ohne grosse Ergänzungen zu erhalten.



Originale Wohnungstüre zur Dachwohnung. Farbgebung und Design lassen den zur Bauzeit aufstrebenden Jugendstil bereits erleben und machen somit das Treppenhaus zu einem kleinen Exkurs durch die Stilkunde.

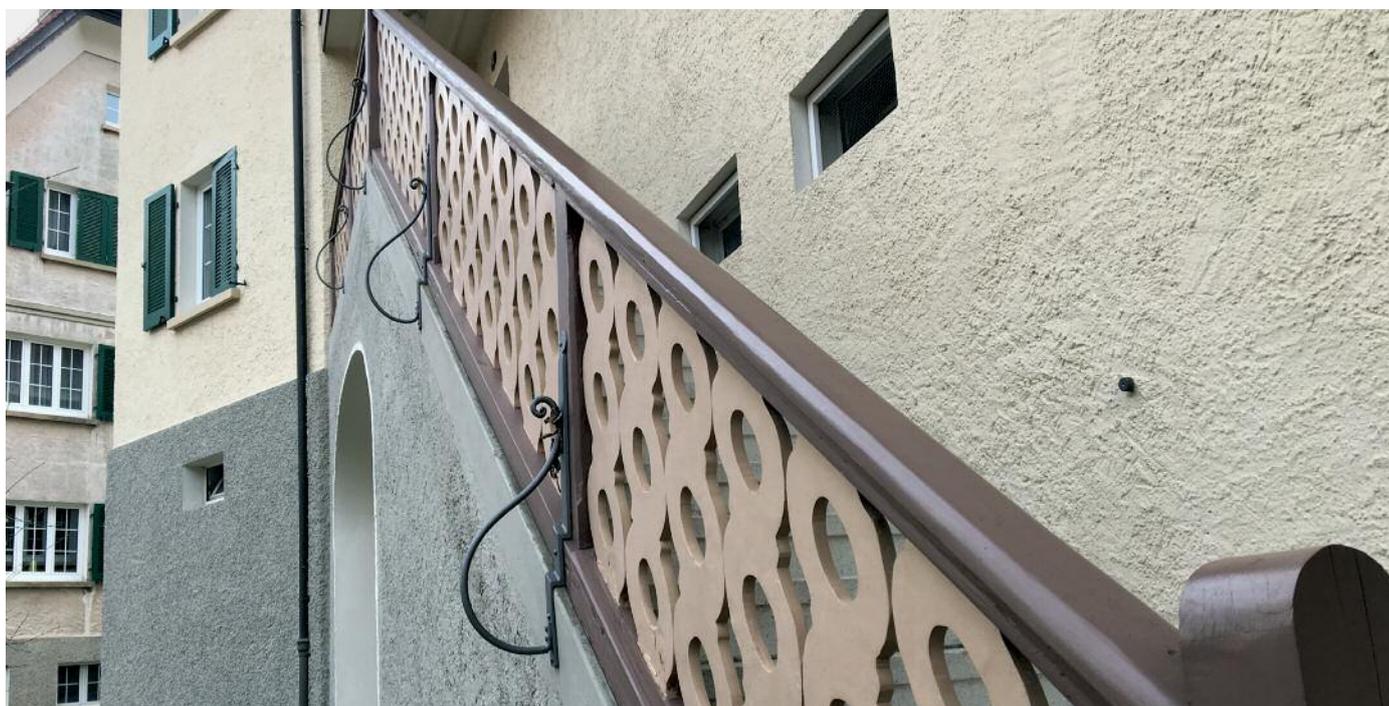


1906 vom lokalen Baumeister Johann Emil Traber erstellte Häuserzeile an der Kolosseumstrasse. Das an der Ecke des Häuserblocks untergebrachte Restaurant Colosseum dürfte für den Strassennamen Pate gestanden und gleichzeitig für die vielen italienischen Gastarbeiter ein Stück Heimat gewesen sein.

<b>Bauherrschaft</b>	Erbengemeinschaft Anna Hochreutener	Niederteufen
<b>Architektur</b>	Marianna Hochreutener	Niederteufen
<b>Gipserarbeiten</b>	Kessler Gips AG	Herisau
<b>Schreinerarbeiten</b>	Bryan Signer	Trogen
<b>Malerarbeiten</b>	Leo Sutter Farbgestaltung	Gossau
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Marianna Hochreutener	Niederteufen
	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Eisenbahnersiedlung Schoren Fassadensanierung und Umgebungsgestaltung

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 63 / März 2019



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts blühte die Stickerei-Industrie in der Stadt St.Gallen wie nie zuvor. Für einen der grössten Handelsorte Europas wurden entsprechende Bahn- und Postverbindungen in alle Welt nötig. Der Ausbau dieser Infrastruktur führte nicht nur zum heute noch prägenden Bahnhofensemble mit Hauptbahnhof und Postgebäude, sondern er bedingte auch viele neue Arbeitskräfte. Ein Initiativkomitee von Angestellten des Verkehrspersonals begann 1909 mit der Planung einer genossenschaftlichen Wohnsiedlung. Der deutsche Architekt Paul Robert Gerber entwarf eine Reihenhaussiedlung, die trotz unterschiedlicher Gestaltung der Details ein einheitliches architektonisches Erscheinungsbild ergibt. Die variantenreiche Dachlandschaft mit Walm- und Mansard-Dächern, das Spiel von dunklen Holzverschalungen und hell verputzten Mauern sowie Zierelemente wie Erker, Klebdächer und Vordächer führen zu einer harmonischen und malerischen Gesamtwirkung.

Jedes Reihnhaus besitzt südlich vorgelagert seinen eigenen Garten. Diese können von den Mietern weitgehend selber gestaltet werden. Die Gärten liegen teilweise in sehr steiler Hanglage, weshalb für die Überwindung der Höhenunterschiede im Laufe der Jahre verschiedene Stützkonstruktionen zum Einsatz kamen. Dadurch entstand eine heterogen wirkende Umgebung, die im Widerspruch zur Einheitlichkeit der Reihenhaussiedlung steht. Die Eigentümerschaft entschloss sich daher, die Gärten der Reihenhäuser in Etappen nach einem einheitlichen Konzept neu zu gestalten. Einheitlich gestaltete Wege, Terrassierungen und Grünflächen sowie eine klare Trennung von Sitzplätzen auf der untersten Ebene und «grünen» Bereichen auf den oberen Ebenen stärken die Einheitlichkeit des Erscheinungsbilds, während gleichzeitig den Bewohnern für die individuelle Nutzung und Möblierung oder für Gemüse- und Blumenbeete genügend Freiheiten bleiben.



Während eine gewisse individuelle Gestaltung der Gärten durchaus erwünscht ist, haben selbst gebastelte Beschattungsanlagen und Sichtschutzwände das Erscheinungsbild teilweise beeinträchtigt.



Einheitliche, zurückhaltende Markisen für den Sonnenschutz, unaufdringliche kleine Gerätehäuser, die gleichzeitig als Sichtschutz dienen.



Heute dienen die Reihenhaus-Gärten der Erholung sowie dem Spielen der Kinder. Entsprechend wurden grössere Sitzplätze und mehr ebene Rasenflächen geschaffen. Aber auch das Gärtnern soll selbstverständlich nach wie vor möglich bleiben.



Die muralen Teile der Fassaden zeigten sich in einem relativ guten Zustand, so dass neben kleineren Flickstellen ein Neuanstrich ausreichend war. Beim Holzwerk waren dagegen teils grössere Schäden an den Treppengeländern und beim Laubengang vorhanden, die einen partiellen Ersatz bedingten.

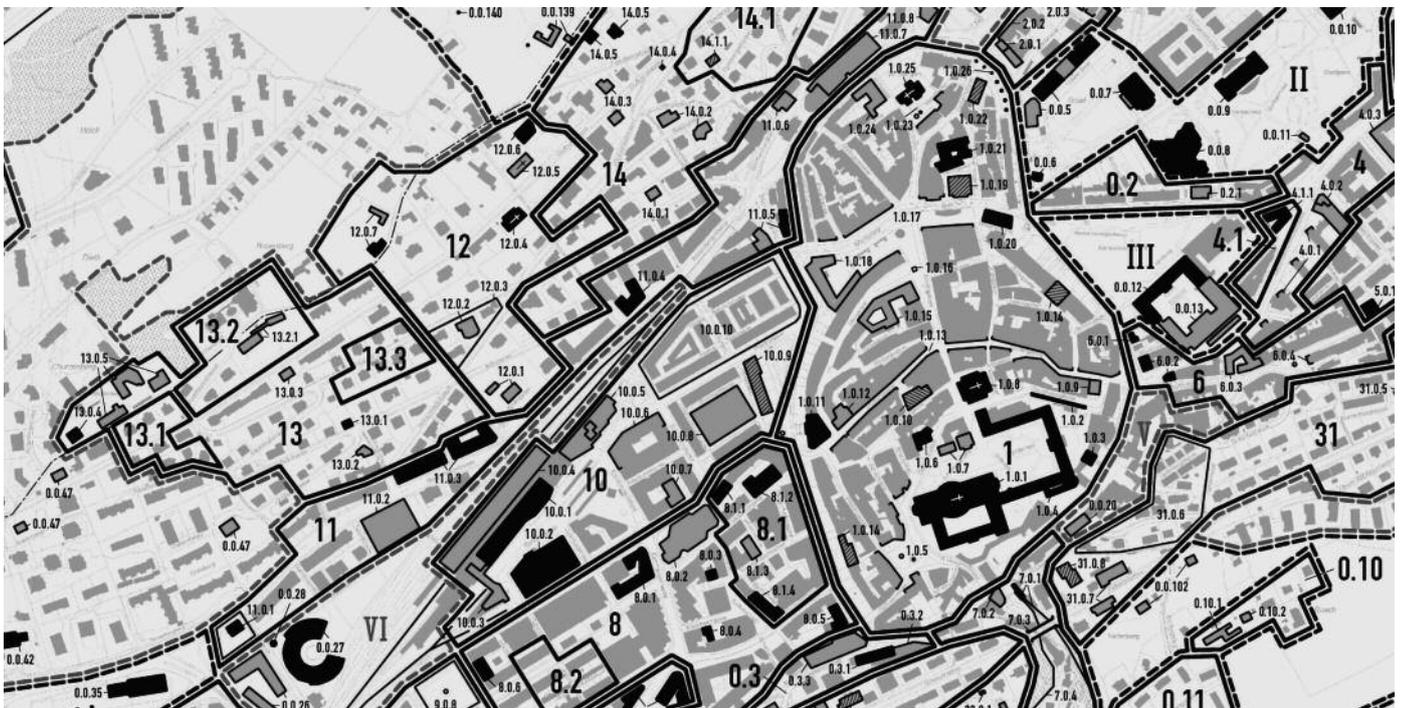


Auf der Postkarte von 1913 ist augenscheinlich, dass damals die Funktion eines Nutzgartens noch im Vordergrund stand. Diese war ein wesentlicher Aspekt der Gartenstadtidee und ermöglichte den Bewohnern die Selbstversorgung mit ansonsten teurem Gemüse.

<b>Bauherrschaft</b>	Eisenbahner-Baugenossenschaft St.Gallen	St.Gallen
<b>Architektur</b>	Frank May Architekt	St.Gallen
<b>Landschaftsarchitektur</b>	Brunner Landschaftsarchitekten GmbH BSLA	St.Gallen
<b>Malerarbeiten</b>	Hofmann Malerei AG / Imocolor GmbH	St.Gallen
<b>Holzbauarbeiten</b>	holzwerkstatt Stephan Fässler GmbH	St.Gallen
<b>Umgebungsarbeiten</b>	Bernhard Gartenbau AG	Andwil
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Matthias Fischer	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Das Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz ISOS

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 64 / April 2019



Die Erarbeitung des Bundesinventars der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz von nationaler Bedeutung (ISOS) stützt sich auf das Bundesgesetz vom 1. Juli 1966 über den Natur- und Heimatschutz (NHG). Ziel des ISOS ist es, die Qualitäten, die zum nationalen Wert der bezeichneten Ortsbilder führen, zu erhalten und zu vermeiden, dass ihnen irreversibler Schaden zugefügt wird.

Das ISOS geht vom heutigen Baubestand aus. Nach einer einheitlichen Methode werden bei der Inventarisierung die Ortsbilder in Ortsteile aufgeschlüsselt. Jedem Ortsteil wird ein Erhaltungsziel zugeteilt, welches Vorschläge zur Bewahrung und Gestaltung verbindet. Die Umsetzung der Erhaltungsziele soll sicherstellen, dass die wertvollen Eigenheiten der Ortsbilder – und damit ihre nationale Bedeutung – ungeschmälert bewahrt bleiben. Zusätzlich zu den Erhaltungszielen bietet das Bundesinventar Anregungen zu einer nachhaltigen Planung, um den Erhalt des baulichen Erbes und die

besondere Qualität der Siedlungen für die Zukunft zu gewährleisten. Obschon das Inventar festhält, was Schutz verdient, bildet es keine absolute Schutzmassnahme. Verschiedene Änderungen auf rechtlicher Ebene, insbesondere der Bundesgerichtsentscheid Rütli ZH von April 2009 (BGE 135 II 209), haben jedoch dazu geführt, dass das ISOS nicht mehr nur bei Bundesaufgaben Anwendung findet, sondern bei sämtlichen raumrelevanten Tätigkeiten angemessen zu berücksichtigen ist. Dazu gehören die Richtplanung, Nutzungsplanung und Sondernutzungsplanung. Bis das ISOS, das im Kanton St.Gallen im Jahr 2010 in Kraft trat, in der Nutzungsplanung verankert ist, muss es zudem auch im Baubewilligungsverfahren berücksichtigt werden. Dabei sind im Rahmen der Berücksichtigungspflicht die Aussagen, Hinweise und Empfehlungen des ISOS zum entsprechenden Perimeter und seiner Umgebung in gebührender Qualität und Vertiefung zu reflektieren.



Die Stadt St.Gallen hat vier Ortsbilder von nationaler Bedeutung im ISOS. Neben der Stadt und St.Georgen sind dies Bruggen/Sittertal und Notkersegg. Als Ortsbilder von lokaler Bedeutung wurden Winkeln und Hafnersberg bewertet, sie sind damit nicht Bestandteil des Bundesinventars im Sinne des NHG.



Quartiere aus dem 19. Jahrhundert sind nicht von vornherein weniger bedeutend als mittelalterliche Zentren. Für die Bewertung ist nicht die Entstehungszeit der Bebauung ausschlaggebend. Wichtig ist die Art und Weise, wie diese Bebauung eine bestimmte soziale, politische und ökonomische Situation – kurz: eine bestimmte Lebensform – illustriert.



Gebiete oder Baugruppen werden mit drei unterschiedlichen Erhaltungszielen bewertet. Erhaltungsziel A (wie z.B. die Häuserzeile Rorschacher Strasse 1-25) bedeutet: «Erhalten der Substanz». Alle Bauten, Anlageteile und Freiräume sollen integral erhalten. Das schliesst auch eine Pflasterung im Hofraum zwischen Wohnhaus und Hintergebäude mit ein.



Für Gebiete mit Erhaltungsziel B (im Bild: die Otmarstrasse) wird das Erhalten der Struktur angestrebt. Anordnung und Gestalt der Bauten und Freiräume sollen bewahrt und für die Struktur wesentliche Elemente und Merkmale integral erhalten werden, in diesem Beispiel die Strassenachse, die Bauflucht und der Grünraum.



Das Ortsbild von Bruggen/Sittertal umfasst nicht bloss den Kern des einstigen Dorfes Bruggen, sondern ebenso die Brückenlandschaft entlang der Sitter. Im ISOS lässt sich Bruggen nicht einer der üblichen Kategorien zwischen Stadt und Weiler zuordnen, sondern ist als Spezialfall einer Kulturlandschaft kategorisiert. Das Zusammenspiel von Ingenieursbaukunst, Industrieanlagen und Sitterlandschaft ist einzigartig.

#### Weitere Informationen

Bundesamt für Kultur - ISOS <https://www.bak.admin.ch/bak/de/home/kulturerbe/heimatschutz-und-denkmalpflege/isos.html>  
mit Verweisen auf diverse Grundlagen, Berichte, Rechtsgutachten u.a.

Kanton St.Gallen - Denkmalpflege <https://www.sg.ch/kultur/denkmalpflege/Ortsbildschutz-ISOS/isos.html>  
Informationsblatt für die Gemeinden zur Berücksichtigung des ISOS in Ortsbildschutz und Ortsplanung

Fotos Denkmalpflege Stadt St.Gallen

# Hotel Falkenburg – Falkenburgstrasse 25 Renovation und Umnutzung nach Brand

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 65 / Mai 2019



«Komfort und Behaglichkeit mit historischem Stil erwarten Sie in den Hotel Falkenburg Zimmern.» Mit diesen Worten wirbt das neu eröffnete Hotel Falkenburg. Doch vor rund 2 ½ Jahren sah es im ehemaligen Landsitz der Familie Hochrüttiner noch nicht danach aus. Der durch eine Unachtsamkeit ausgelöste Brand zerstörte grosse Teile der Innenausstattung und machte eine umfassende Renovation vom Keller bis zum Dach unausweichlich. Während die noch wenigen, erhaltenen Innenverkleidungen praktisch bis auf die Kernmauern zurückgebaut werden mussten, um dem Brandgeruch Herr zu werden, erarbeitete die Bauherrschaft ein nachhaltiges Renovations- und Bewirtschaftungskonzept. Aus verschiedenen Varianten wurde die Nutzung als Kleinhotel ausgewählt. Diese berücksichtigt weitgehend die durch den Brand verschonte Kernsubstanz und stellt gleichzeitig eine sinnvolle Angebotserweiterung des angeschlossenen Gastronomiebetriebs dar.

Der grösste Eingriff in die vorhandene Grundrissstruktur galt der neuen Treppenerschliessung, welche schon vor dem Brand nicht mehr dem Originalbestand entsprach und zudem aufgrund der neuen Nutzung den erhöhten feuerpolizeilichen Auflagen entsprechen musste. Bei der Neuausstattung der Innenräume wurde auf die vor dem Brand angetroffenen Oberflächen und Materialien Bezug genommen, diese teilweise aber in einer zeitgenössischen Art umgesetzt. Damit bleibt einerseits der Raumcharakter erhalten, andererseits wird die Hausgeschichte, zu der der Brand von 2017 ein wichtiges Kapitel schreibt, ohne Scheu weiter geschrieben. Durch frühere Umbauten und den Brandfall wurde die Statik des Gebäudes, vornehmlich in den Deckenbereichen, stark geschwächt. Diese galt es ebenso zu verstärken, wie auch die Wärmedämmung in moderater Weise zu verbessern sowie die Gebäudetechnik den heutigen Anforderungen anzupassen.



Auch in «gut» erhaltenen, durch Brandschutztüren geschützten Räumen mussten Täfer sowie Bodendielen entfernt werden, um die vom Brandgeruch belasteten Dämmungen und Rohrleitungen zu beseitigen.



Dank der Freilegung der Kernsubstanz konnten neue Erkenntnisse gewonnen werden. So handelt es sich nicht, wie bislang angenommen, um ein Fachwerk-Gebäude, sondern um einen Blockbau über einem gemauerten Sockel- und Erdgeschoss. Auf der Ostseite wurde ein altes Torgericht entdeckt, vermutlich einst der Hauptzugang zur Falkenburg.



\* Ostfassade der Falkenburg mit dem freigelegten Torbogen. Er dient heute als Morgenfenster für den dahinterliegenden Frühstücksraum.



\* «Textiles Zimmer» im 1. Obergeschoss. Die historischen Wohnräume wurden als Hotelzimmer umgenutzt. Mit der unterschiedlichen Ausstattung wird auf die Geschichte der Falkenburg, aber auch von St.Gallen als Textilstadt, Bezug genommen.



\*Da wo sich heute das Bistro befindet, brach 2017 das Feuer aus. Heute ist davon nichts mehr zu erkennen, dafür konnte mit der Renovation dem Raum, dank einem sparsamen Einsatz der verschiedenen Materialien, viel von seinem ursprünglichen Charme zurückgegeben werden.

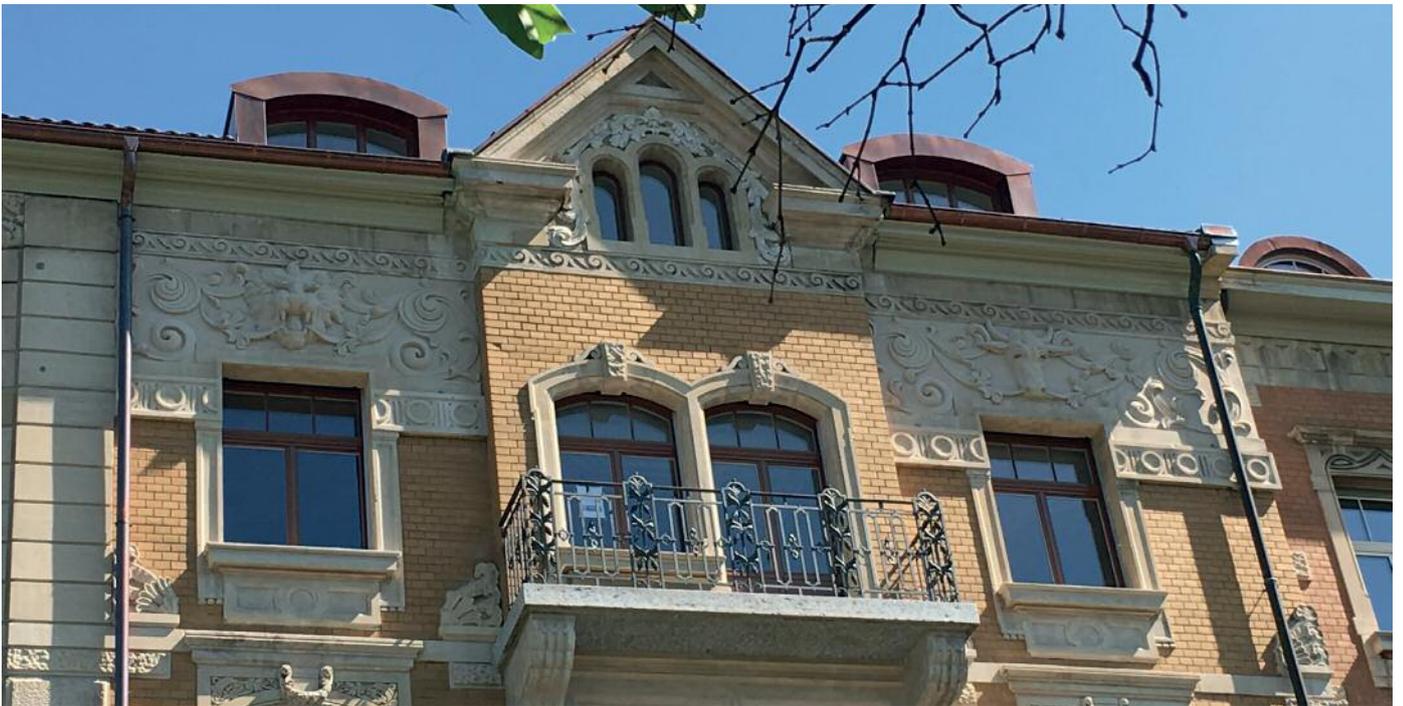


\*Seminarraum im Erdgeschoss. Um 1850 erfuhr die Falkenburg bedeutende bauliche Veränderungen. Aus dieser Zeit stammen nicht nur die biedermeierlichen Einzelfenster, sondern auch weite Teile der Innenausstattung. Die nun abgeschlossene Renovation respektiert, trotz notwendiger, grosszügiger Erneuerung der Wandtäfer, Türen und Decken, den Raumeindruck und die Ausstattung des 19. Jahrhunderts.

<b>Bauherrschaft</b>	Ortsbürgergemeinde St.Gallen	St.Gallen
<b>Architektur</b>	Forrer Stieger Architekten AG	St.Gallen
<b>Holzbauarbeiten</b>	Naef AG Holzbau	Speicher
<b>Schreinerarbeiten</b>	free-tree, Roland Gähler	Speicher
<b>Malerarbeiten</b>	Kostgeld Malergeschäft AG	St.Gallen
<b>Fensterbauer</b>	Haller Fenster AG	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	*Till Forrer Photography	Zürich
	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Mehrfamilienhaus Notkerstrasse 18 Gesamtrenovation

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 66 / Juni 2019



Das Mehrfamilienhaus stammt aus einer Zeit, als sich St.Gallen an den Weltstädten wie Paris, Berlin oder Mailand orientierte und ausserhalb der historischen Stadt grosszügige Wohnquartiere mit Vorgärten, Hofräumen und Parkanlagen plante. Für das Museumsquartier beauftragte sie den Ingenieur Reinhard Lorenz, der den entsprechenden Quartierplan mit einem orthogonalen Grundmuster erstellte. Zudem verlangte das Reglement eine gewisse Symmetrie unter den Häusern und «es sollen die Fassaden innerhalb der Grenze des Schönen und der Harmonie gegenüber den übrigen Bauten gehalten werden». Die geforderte hohe architektonische und baukünstlerische Qualität dürfte mitverantwortlich sein, dass die anfangs des 20. Jahrhunderts entstandenen Wohnblocks heute noch weitgehend in ihrem Originalzustand erhalten sind. Das Mehrfamilienhaus Notkerstrasse 18 macht da keine Ausnahme. Abgesehen von der wohl bau-

technisch bedingten Entfernung des einst reich ornamentierten Dachgesimses und des Erkerturms sowie der technischen Erneuerung der Nasszellen schien die Zeit schadlos am Bau vorbeigegangen zu sein. Mit der abgeschlossenen Gesamtrenovation wurde das Gebäude nun wieder aus seinem Dornröschenschlaf geweckt und in vorbildlicher Weise und unter Beibehaltung der baukünstlerischen Qualitäten für die heutige Zeit fit gemacht. Den modernen Küchen und Bädern stehen sorgfältig restaurierte Wohnräume mit den originalen Wandtäfern, Parkettböden und stuckierten Decken gegenüber. In einigen Räumen konnten die originalen Deckenmalereien und maserierten Täfer wieder hervorgeholt und erhalten werden. Besonders prachtvoll präsentiert sich das Treppenhaus wieder. In Anlehnung an die Nachbarbauten wurde auch das Reliefband auf dem Dachgesims rekonstruiert und damit die Fassadenarchitektur vervollständigt.



Architekt und Bauherr Cyrin Anton Buzzi setzte 1905 in der Häuserzeile Notkerstrasse 10-18 die gewünschte grossbürgerliche Architektur beispielhaft um, indem er, dem Historismus verpflichtet, mal barockisierende, mal gotische Dekorationselemente verwendete. Für die Fassaden wählte er Granit im Kellergeschoss, darüber das Erdgeschoss mit einem Mauerwerk aus Kunststein-Quadern und in den Obergeschossen ein heller, gelblicher Klinkerstein.



Fassade nach der Renovation. Diese umfasste neben der Instandsetzung der Kunststein- und Klinkerpartien auch den Ersatz der bauzeitlichen Fenster, welche leider nicht mehr erhalten werden konnten. Zudem wurden die Spenglerbleche und die Dacheindeckung erneuert. Augenfällig und für die Fassadenarchitektur bedeutend ist die Rekonstruktion der Stuckreliefs im Dachgesims (siehe auch Vorderseite).



Die meisten Hauptwohnräume konnten wieder in den Originalzustand zurück geführt werden. Edelholz-Parkett, hell maseriertes Wandtäfer und in Holzoptik gefasster Deckenstuck bilden wieder eine harmonische Raumeinheit. Dabei spielen auch Details, wie die Wiederverwendung der alten Heizungsradiatoren und Türbeschläge, eine wichtige Rolle.



Die Vedutenmalerei in den stuckierten Deckenflächen war grösstenteils mit einer weissen Leimfarbe überstrichen. Sie konnte ohne grosse Schäden freigelegt werden. Die Malerei zeigt vorwiegend Landschaftselemente und ist von einer hohen künstlerischen Qualität.



Das mit grosser Sorgfalt restaurierte Entrée bietet einen würdevollen Empfang und erinnert an die Belle Epoque zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Heute ist nicht mehr zu erkennen, dass Teile der Decke wegen eines gebrochenen Deckenbalkens erneuert wurden.

<b>Bauherrschaft</b>	Fritz Harms	Zürich
<b>Architektur</b>	Fritz Harms, Architekt HTL	Zürich
<b>Natur- und Kunststeinarbeiten</b>	AWAG-Wurster GmbH	St.Gallen
<b>Maurerarbeiten</b>	Stutz AG	St.Gallen
<b>Rekonstruktion Relief Dachgesims</b>	Kessler Gips AG	Herisau
<b>Fenster</b>	Vogel Fensterbau AG	Goldach
<b>Schreinerarbeiten</b>	Magnus Moser AG	Arbon
<b>Innere Malerarbeiten</b>	Martin Vock AG	Weinfelden
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen / Martin Vock AG	

# Portnerhof – Bankgasse 7 Fassadenrenovation

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 67 / Juli 2019



Beim «Portnerhof» handelt sich um ein frühes Altstadtthaus, dessen Ursprung ins Jahr 1578 zurückgeht. Anstelle von zwei älteren Bauten liess Daniel Studer den stattlichen Riegelbau von Grund auf neu erstellen. Mit einem Umbau 1615, die Jahrzahl befindet sich über dem Eingang, dürfte das Haus sein jetziges Aussehen erhalten haben. Nicht ganz so alt ist der heutige Name «Portnerhof». Dieser ist eine neue Wortkreation der letzten Sanierung von 1980, wo das ursprünglich zum Haus «zur Rose» gehörende Hofgebäude als Dépendance des gegenüberliegenden, heute nicht mehr existierenden Hotels «Im Portner» umgenutzt wurde. Als eines der wenigen Altstadtthäuser hat es über all die Jahrhunderte seinen Sichriegel unverputzt erhalten können. Dies dürfte sicher mit ein Grund sein, dass das Fachwerk in einem erfreulich guten Zustand erhalten ist. Es hat wohl einige Male seine Farbe gewechselt – mal Ochsenblut-Rot, mal Graugrün – seine präzisen und dekorativen Konstruk-

tions- sowie Ausführungsdetails könnten aber noch heute die entsprechenden Lehrbücher illustrieren. Es galt bei der abgeschlossenen Fassadenrenovation nun, diesem exemplarischen Fachwerk grösste restauratorische Beachtung zu schenken. Wo immer möglich, wurden nur die losen Farbpartikel abgeschliffen und kleine gefährdete Risse mit Ölkitt geschlossen. Stark verfäulte Stellen, die vor allem im Bereich der Balken- und Riegelverbindungen auftraten, wurden mit einem Passstück repariert, welches mittels rostfreien Schrauben mit dem gesunden Holz verbunden ist. Obwohl die Befunde eine ursprünglich rotbraune Riegelfassung belegen, entschied man sich wieder die Farbstimmung von 1980 zu übernehmen. Ein Farbwechsel hätte auch eine heikle Änderung der Fensterfarbe nach sich gezogen. Abgesehen von einigen Kittungen sind diese nämlich nach 40 Jahren noch in einem überraschend guten Zustand und mussten lediglich gerichtet und gestrichen werden.



Aufnahme um 1906 mit wohl rotbrauner Riegelfassung. Quadratisch im Grundriss weist der Portnerhof über dem massiv gemauerten Erdgeschoss zwei Obergeschosse in Fachwerk auf und präsentiert an der Nordwestecke einen malerischen Eckerker, der im Dachbereich von einem achteckigen Türmchen gekrönt wird.



Aufnahme vor der Renovation 2019. Obwohl die letzte Fassadenrenovation fast 40 Jahre zurückliegt, sind das Riegelwerk und die verputzten Füllungen in einem guten Zustand erhalten, so dass sich die Unterhaltsarbeiten auf die wenigen Schadstellen im Riegelwerk und Verputz sowie auf einen neuen Farbauftrag auf dem Holz- und Mauerwerk beschränken konnten.



Eine Bestandesaufnahme durch Absolventen des Ausbildungslehrgangs Handwerk in der Denkmalpflege zeigt, dass nur wenige Holzteile Schäden aufweisen (grün), aber auf dem Riegelwerk der Farbanstrich dringend erneuert werden muss (gelb). Zudem sind im Verputz des Erdgeschosses verschiedene, jedoch nicht besorgniserregende Risse zu erkennen.



Musterstelle der durchgeführten Massnahmen. Schadhafte Holzpartien mit Echtholz-Vierungen ersetzt, rissiger und schuppiger Farbanstrich durch schleifen entfernt, grobe Risse durch schleifen entfernt, grobe Risse mit Ölkitt geschlossen.

<b>Bauherrschaft</b>	Anthoni AG	Niederteufen
<b>Architektur</b>	Menig AG, Herr Ochsner	Haslen
<b>Maurerarbeiten</b>	Campi AG	St.Gallen
<b>Holzbauarbeiten</b>	Köppel AG	St.Gallen
<b>Malerarbeiten</b>	Kostgeld AG, Herr Felber	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen / Sammlung Uhler	

# Wohn- und Geschäftshaus Rorschacher Strasse 32 / 34 Gesamtrenovation

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 68 / August 2019



1902 konnte der prächtige Backsteinbau an der Rorschacher Strasse fertig gestellt werden. Er entstand anstelle einer alten Wirtschaft mit Brauerei, welche ursprünglich als Badehaus diente, 1835 zur Brauerei Bierhof umfunktionierte, später durch den St.Galler Bierbrauer Arnold Billwiller übernommen und in die Brauerei Schützengarten integriert wurde. Architekt Karl August Hiller, der in der Ostschweiz durch verschiedene eindruckliche Bauten bekannt ist, orientierte sich bei der Fassadengestaltung an den Stilformen der Renaissance. Der Bierhof ist nicht nur eines seiner grössten Bauwerke in St.Gallen, sondern auch sein letztes, er verstarb noch vor der Fertigstellung 1901. Der markante Gebäudesockel aus Tessiner Granit und die reich ornamentierten Backsteinfassaden der Wohngeschosse mit den runden Ecktürmen erinnern auch ein wenig an die Schlossarchitektur der Zollikofer. Während das Restaurant im Erdgeschoss mehrfach umgebaut und verändert wurde, konnte der bürger-

liche Ausbau mit raumhohem Täfer, fein stuckierten Decken und Holz-Parkettböden in vielen Wohnungen noch vorgefunden werden. Die Hauptaufgaben der umfassenden Gesamtanierung bestanden darin, die Fassaden mit den vielen Natur- und Klinkersteinpartien instand zu stellen, die rund vierzig-jährigen Fenster zu ersetzen sowie die Wohnungen an die heutigen Bedürfnisse anzupassen. Dies konnte nicht ganz ohne Verlust der originalen Raumstrukturen geschehen. Es wurde jedoch grosser Wert auf die Erhaltung der noch vorhandenen bauzeitlichen Ausstattungen gelegt. Das Abwägen zwischen Erhalt und Erneuerung ist eine dauernde Aufgabe der Denkmalpflege, die in diesem Fall zugunsten einer substanzschonenden Anpassung der Wohnungsgrundrisse ausfiel. Dabei haben sicher die nicht unbedingt privilegierte Wohnlage und die vorbildliche Instandhaltung und Renovation der Fassaden eine entscheidende Rolle gespielt.



Die Investition in hochwertige Fassadenmaterialien hat sich gelohnt. Die bald 120-jährigen Fassaden aus Granit, Savonnière-Kalkstein und Tonklinker sind in einem erstaunlich guten Zustand und bedurften nur einer Reinigung und partiellen Instandstellung. Diese umfasste vornehmlich kleinere Abplatzungen und Beschädigungen an den Natursteinelementen sowie die Sanierung defekter oder ausgebrochener Fugen (Fotoaufnahme vor der Renovation).



Neben den Fassadenoberflächen spielen auch sekundäre Elemente wie Fenster, Balkone oder Gauben eine wichtige Rolle für das Erscheinungsbild. So wurde für die neuen Fenster wieder die ursprüngliche rotbraune Rahmenfarbe gewählt. Turmbedeckungen und Gaubenverkleidungen aus Zinkblech wurden nur partiell geflickt. Zur Verbesserung der Energiebilanz tragen, neben den neuen Fenstern, auch die wärme gedämmten Brandmauern auf der Westseite bei.



Die fein gearbeiteten Balkongeländer aus Guss- und Schmiedeeisen wiesen nicht nur verschiedene Roststellen auf, sondern entsprachen auch nicht mehr den heute geltenden Sicherheitsvorschriften. Sie mussten, neben der Rostbehandlung, soweit es möglich war auch den neuen Normen angepasst werden. Dabei durfte das für die Fassaden wichtige Erscheinungsbild nicht verändert werden.



Nachdem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele historische Ausstattungen entfernt wurden, erfreuen sich diese heute einer zunehmenden Beliebtheit. Noch vorhandene Wandtäfer wurden erhalten und wo notwendig auch wieder ergänzt, einzig auf die ursprüngliche maserierete Fassung wurde verzichtet, da diese nur noch bruchstückhaft erhalten war.



Das Treppenhaus wurde lange Zeit nur noch als Erschliessungskorridor angesehen. Entsprechend kühl und ambitionslos wurde es auch umgestaltet. Es war ein grosses Anliegen der Bauherrschaft, dem Treppenhaus wieder eine gebührende und einladende Adresse zu geben.

<b>Bauherrschaft</b>	Brauerei Schützengarten AG	St.Gallen
<b>Architektur</b>	SIWIT GmbH Architektur und Baumanagement, Herr Simon Wirth	Gossau
<b>Naturstein- und Maurerarbeiten</b>	Gautschi AG	St.Gallen
<b>Spenglerarbeiten</b>	Grob AG	St.Gallen
<b>Fenster</b>	Haller AG / Gautschi Holz- und Fensterbau AG	St.Gallen / St.Margrethen
<b>Schreinerarbeiten</b>	HP. Müller AG	St.Gallen
<b>Malerarbeiten</b>	Hofmann Malerei	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Schutzengelkapelle Klosterhof 2 Fassadenrenovation

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 69 / September 2019



SANCTISSIMO DEO ANGELORUM steht in grossen goldenen Buchstaben über dem Portikus der Schutzengelkapelle. Es brauchte vier Entwürfe des bekannten St.Galler Architekten Felix Wilhelm Kubly, bis die Kinderkapelle 1846 fertig gestellt wurde. Zwischen dem kurz davor erstellten Katholischen Schulhaus und dem Zeughaus ersetzte sie die 1764 nördlich der Kathedrale errichtete, kreisrunde Kapelle, die jedoch kurz nach der Aufhebung des Klosters 1807 bereits wieder abgebrochen wurde. Es ist wohl der Abneigung unserer Vorgängergenerationen gegenüber dieser Bauepoche anzulasten, dass die Schutzengelkapelle in mehreren Sanierungsetappen ihren einst repräsentativen architektonischen Ausdruck verloren hat. Dabei wurden nicht nur verschiedene bedeutende Architekturelemente entfernt, sondern auch sogenannte moderne und dauerhafte Sanierungsmethoden angewandt. Beide Fakten bildeten nun, neben einer barrierefreien Erschliessung, den Schwerpunkt der

kürzlich erfolgreich abgeschlossenen Fassadenrenovation.

Durch die Rekonstruktion wichtiger Architekturelemente und die farbliche Einpassung in die Gesamtanlage wird der besonderen Bedeutung der Kapelle im UNESCO-Welterbe-Perimeter sowie am Eingang zum Klosterhof wieder vermehrt Rechnung getragen. So vervollständigt die wieder applizierte Bandrustika im Erdgeschoss das nördliche Platzbild des Klosterhofs. Das rekonstruierte Relief im Tympanon über dem Haupteingang rundet seinerseits die klassizistische Fassade ab. Für den barrierefreien Zugang konnte eine frühere Mauernische im Innenhof verwendet werden, so dass sich der Substanzverlust und die Beeinträchtigung der Fassaden und des Innenraums in vertretbaren Grenzen hält. Die grössten Aufwendungen erfolgten für die Sanierung des Aussenverputzes. Teilweise musste dieser bis auf das Mauerwerk abgetragen und neu aufgebaut werden.



Die Schutzengelkapelle zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Nach Aussagen von Kubly orientierte er sich beim Mittelrisalit an der römischen Kirche San Pietro in Montorio und beim Giebelrelief am Clitumnus-Tempel von Campello. Das Relief wie auch die heute nicht mehr erhaltene Engel-flankierte Fides über dem Tympanon stammten vom Schaffhauser Bildhauer Johann Jakob Oechslin.



Die Schutzengelkapelle vor der Renovation 2018: Verfärbung der Putzoberflächen durch Algenbewuchs oder witterungsbedingten Farbbau, Abplatzungen und Ausbrüche bei den Natursteinpartien und offene oder zu harte Fugen. Neben den baulichen Schäden galt es auch architektonische Mängel wie die zu helle Fenster-Sprossierung, fehlende Putzstrukturen und eine undifferenzierte Farbgebung zu korrigieren.



Der barrierefreie Zugang beim Haupteingang hätte eine vollständige Veränderung des Säulenportikus erfordert. Zur Verbesserung wurde dieser mit einem beidseitigen Handlauf ergänzt sowie ein neuer hindernisfreier Zugang auf der Nordseite geschaffen.



Durch die Rekonstruktion der Bandrustika konnte die ursprüngliche Architektur wiederhergestellt werden. Der neue Putzaufbau gestaltete sich als schwierig, da zwischen historischem Kalkputz und fast reinem Zementputz fast alle Arten des Grundputzes vorhanden waren. Aus Kostengründen und zur Schonung des Mauerwerks wurden gut haftende Grundputze belassen und nur der Deckputz durch einen Kalkputz erneuert.



Giebelrelief während der Rekonstruktion. Leider konnten keine Spuren des originalen Zustands gefunden werden. Die Wiederherstellung erfolgte auf der Basis von historischen Fotografien und einer im Archiv gefundenen Skizze von Oechslin. Die Tiefenwirkung und der Detaillierungsgrad mussten dazu mehrmals aus der Distanz überprüft werden. Grössere Teile wurden in der Werkstatt vorgefertigt und vor Ort durch die Blattgirlanden ergänzt.

<b>Bauherrschaft</b>	Katholische Kirchgemeinde St.Gallen	St.Gallen
<b>Architekt</b>	Daniel Cavelti Architektur AG, Daniel Cavelti, Michael Tormen	St.Gallen
<b>Baumeister</b>	A. Müller AG Bauunternehmen	Freidorf
<b>Natursteinarbeiten</b>	Christoph Holenstein GmbH	St.Gallen
<b>Rekonstruktionen</b>	Kradolfer Gipserhandwerk, Jasmin Restle, Frank Bergmann	Weinfelden
<b>Malerarbeiten</b>	ARGE Kostgeld Malergeschäft AG / Hofmann Malerei AG	St.Gallen
<b>Fenster</b>	Schmid Fenster Manufaktur	Teufen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Turmuhre Linsebühl-Kirche Restaurierung und Wiederinbetriebnahme

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 70 / Oktober 2019



Man sieht es der Zeit nicht an, dass ein städtisches Uhrwerk den Takt im Turm der evangelischen Linsebühl-Kirche bestimmt. Diese wohl seltene Konstellation ist auf einen alten Ausscheidungs- und Abkurungs-Vertrag zwischen den evangelischen Kirchgenossen und der Ortsbürgergemeinde St.Gallen zurückzuführen, worin nach der Verselbständigung der evangelischen Kirchgemeinde das Kirchengut aufgeteilt wurde. Während die Gebäude an die Kirchgemeinde abgetreten wurden, verblieben damals die Turmuhren zu St.Laurenzen, St.Mangen, St.Leonhard und im Linsebühl im Eigentum der Ortsbürgergemeinde. 1892 trat sie diese dann an die Politische Gemeinde St.Gallen ab. Das Eigentumsrecht gilt bis heute. Damit ist nicht nur die Pflicht verbunden, für eine exakte Uhrzeit in St.Gallen zu sorgen, sondern auch den entsprechenden Unterhalt zu gewährleisten. Verschiedene Ausfälle und technische Pannen in letzter Zeit machten nun eine Revision der Turmuhr

in der Linsebühl-Kirche erforderlich. Es handelte sich dabei aber nicht um das nun restaurierte Uhrwerk, sondern um eine in den 1960er-Jahren eingebaute elektrische Turmuhrsteuerung. Vermutlich war es damals der Zukunftsglaube in die neue Technik, welcher die Stadt bewog, das alte mechanische Uhrwerk von 1896 zu ersetzen. Wie Abklärungen im Vorfeld der Restaurierung nun ergaben, befand sich das von der bekannten Turmuhrenfabrik Mäder erstellte mechanische Werk noch in einem einwandfreien Zustand. Demgegenüber hätte das elektrisch betriebene Werk wegen nicht mehr erhältlichen Relais ersetzt werden müssen. Der gute Erhaltungszustand des mechanischen Uhrwerks, kaum relevante Mehrkosten gegenüber einem Ersatz und ein wieder erstarktes Vertrauen in die alte Technik führten schliesslich zum Entschluss, das originale Uhrwerk zu restaurieren und wieder in Betrieb zu setzen.



Uhrkasten mit dem mechanischen Turmuhrwerk von 1896 vor der Sanierung. Der präzise und aufwändig gezimmerte Uhrenkasten zeigt den Wert, welchen man damals dem Uhrwerk beigemessen hatte.



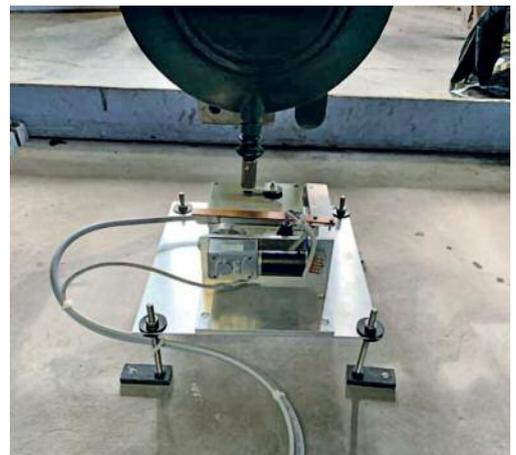
Für die Restaurierung musste das Uhrwerk im Turm vollständig zerlegt und anschliessend zur weiteren Bearbeitung in die Werkstätten der Firma Rüetschi in Marthalen transportiert werden. Dort wurden alle Komponenten entfettet, gereinigt und vor dem Zusammenbau wieder frisch eingefettet und mit Dieselöl konserviert.



Die Lindebühl-Kirche wurde 1895-97 von Architekt Armin Stöcklin im Stil der Deutschen Renaissance erbaut. Kennzeichnend für das evangelische Gotteshaus ist sein hoch aufragender Glockenturm, der mit dem kompakten Baukörper und den vielen Quergiebeln kontrastiert.



Neben den eigentlichen Bauteilen der Turmuhr ist auch das Verteilgetriebe der Transmission auf die Zeiger restauriert worden.



Um die Uhr an die heutigen Anforderungen anzupassen wurde ein Synchronisierungssystem zur Überwachung des Pendels und eine Unterbrecheinheit für den Uhrschlag bei Nacht eingebaut. Diese Massnahmen erforderten keinen Eingriff ins historische Uhrwerk und können problemlos wieder entfernt werden.

<b>Bauherrschaft</b>	Stadt St.Gallen, Hochbauamt	St.Gallen
<b>Uhrmacher</b>	Rüetschi AG, Christian Thesen	Aarau
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege / Hochbauamt Stadt St.Gallen	St.Gallen
	Rüetschi AG	Aarau

# Gasthaus Hirschen – Rorschacher Strasse 109 Fassadenrenovation

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 71 / November 2019



Es war der St.Galler Abt Ulrich Rösch, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts Tablat von dem zum Hofgericht gehörenden Wittenbach loslöste und in St.Fiden ein eigenes Gericht mit Ammann und 12 Richtern schuf. 1470 liess er dann neben der Kirche ein Gerichtshaus mit einer Wirtschaft erbauen – den heutigen «Hirschen» – an welches Abt Bernhard II. 1619 noch einen Gefängnisturm anfügte. Damit wurde auch der Grundstein für das ehemalige «Verwaltungszentrum» des Fürstabtes in St.Fiden gelegt. Inwieweit Reste des spätmittelalterlichen Gerichtsgebäudes im heutigen Gasthaus erhalten sind, konnte bis anhin noch nicht untersucht werden. Wie verschiedene Abbildungen zeigen, hat sich das Erscheinungsbild des Hirschens in den letzten 200 Jahren aber mehrfach verändert und dem jeweiligen Zeitgeschmack angepasst. Die letzte grosse Renovation dürfte aus der Mitte des 20. Jahrhunderts stammen und ist mit den vorhandenen Stil- und Architekturelementen nicht besonders zimper-

lich umgegangen. So zeigen sich die Fassaden heute in einer etwas nüchternen und sachlichen Ausführung. Trotzdem nehmen sie, auch wegen der guten Proportionen und der Lage im Zentrum des historischen Dorfkerns von Tablat, für das Ortsbild eine wichtige Funktion ein.

Die nun abgeschlossene Renovation umfasste im Wesentlichen eine Sanierung der Oberflächen und die Erneuerung der Fenster sowie des Fassadenanstrichs. Eine Rekonstruktion eines barocken oder klassizistischen Erscheinungsbilds stand auch mangels eindeutiger Befunde nicht zur Diskussion. Es wurde jedoch bei der Farbgebung auf eine der Architektur und dem Ortsbild gerechte Fassung geachtet und vom Bestand leicht abgewichen. Nicht umsonst gehört «Pflege» zum Wortstamm der denkmalpflegerischen Tätigkeit. Sie umfasst nicht nur die historische Bausubstanz, sondern auch die sorgfältige Weiterführung der Bau- und Architekturgeschichte.



Darstellung von St.Fiden in einer Zeichnung aus dem frühen 19. Jahrhundert. Links der äbtische Zehntenstadel, in der Mitte das Gerichts- und Wirtshaus Hirschen mit dem Gefängnisturm. Hier wurde, neben der niederen Gerichtsbarkeit, auch das sogenannte Blutgericht gehalten, wo Straffällige wegen Mord, Totschlag, Brandstiftung, Sexualdelikten, Hexerei, schwerem Diebstahl oder Rebellion abgeurteilt wurden.



Fotografie um 1910. 1861 wird erstmals im Zusammenhang mit dem Gasthaus Hirschen eine Brauerei erwähnt, was an den gestapelten Fässern vor der Ostfassade noch gut zu erkennen ist. 1914 produzierte die Brauerei noch 22'700 Hektoliter Bier und war nach dem Schützengarten die zweitgrösste Brauerei in St.Gallen. 1926 erfolgte dann die Fusion mit der Brauerei Schützengarten, welche noch heute Besitzerin der Liegenschaft ist.



Das Restaurant Hirschen, noch heute ein wichtiger Treffpunkt im Quartier, vor der Renovation 2019. Farbgebung, Türgestaltung oder auch die Fensterläden sind typisch für die Zeit um 1950, als die letzte umfassende Neugestaltung der Fassaden erfolgte.



Auch wenn heute nicht mehr mit Holz geheizt wird, so sind Bauteile wie diese Aufzugsöffnung für die Erhaltung eines Gebäudes von Bedeutung. Sie prägen nicht nur das Fassadenbild, sondern hatten früher auch eine wichtige Funktion inne und bilden somit einen Teil der Nutzungsgeschichte.



Westfassade nach der Renovation 2019. Auf eine Gesamterneuerung des Verputzes wurde verzichtet. Das Mauerwerk wurde somit nicht freigelegt und verbirgt nach wie vor viele Geheimnisse früherer Bauepochen. Es bleibt den nachfolgenden Generationen überlassen, die bedeutende und abwechslungsreiche Geschichte weiter zu erforschen.

<b>Bauherrschaft</b>	Brauerei Schützengarten AG, Herr Brülisauer	St.Gallen
<b>Architektur</b>	bedafa ag, Herr Reich	St.Gallen
<b>Maurerarbeiten</b>	Bärlocher Baugeschäft AG	St.Gallen
<b>Holzbauarbeiten</b>	Roth + Hautle Holzbau	St.Gallen
<b>Malerarbeiten</b>	Hofmann Malerei	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Niklaus Ledergerber	St.Gallen
<b>Fotos</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen

# Hotel Walhalla – Poststrasse 27 Umbau und Gesamtanierung

/ Beiträge zur Denkmalpflege Nr. 72 / Dezember 2019



Das Hotel Walhalla ist ein traditionsreiches Haus im St.Galler Bahnhofsquartier. 1861 von Bernhard Simon, dem Architekt des alten Bahnhofs und Namensgeber des benachbarten Simon-Quartiers, als Postgebäude und Hotel «Walhalla Terminus» erstellt, brannte es 1955 vollständig nieder. Der 1959 eingeweihte Neubau von Architekt Moritz Hauser enthielt einen zweigeteilten Gastronomiebereich mit dem öffentlichen Restaurant im hinteren und dem «Isebähnl» für die Hotelportiers von Walhalla, Schiff und Hecht im vorderen Teil. Das Konzept rentierte nicht, weshalb 1964 der St.Galler Architekt Heinrich Graf mit der Innenraumgestaltung eines grossen, einheitlichen Gastraums beauftragt wurde. Das neu geschaffene Interieur zeichnete sich durch wenige, aber klassische Materialien aus: Roter Marmor am Boden und teils an Wänden, Holz an der Decke und als Wandverkleidung, gebürsteter Chromstahl an den ovalen Säulen.

Es gehört mit zum Besten, was an Innenarchitektur der 1960er-Jahre in St.Gallen erhalten ist. Vor dem nun vollendeten Umbau war das einzigartige Restaurant längere Zeit nur noch als Frühstücksraum für Hotelgäste zugänglich. Ein Besitzerwechsel und die Absicht, die Hotelkapazität zu Lasten des Geschäftshausteils zu verdoppeln – also wie bereits beim Umbau 1964 betriebliche Gründe – waren Ausschlag gebend für eine Neukonzeption des Erdgeschosses. Das Entfernen der Binnenwände sowie des Raumteilers aus gelbem Marmor ermöglichte eine deutlich grosszügigere Hotellobby, führte aber auch zum Verlust von gewichtigen schützenswerten Elementen. Im Restaurantbereich dagegen blieb das Interieur grösstenteils erhalten, spätere Veränderungen wurden zurückgebaut. Das moderne, aber in Material und Form doch dem Original verpflichtete Mobiliar lässt einem die ursprüngliche Atmosphäre erahnen.



\*Die von Flugasbest gereinigte Bugholzdecke und der aufgefrischte und teils ergänzte Marmorboden binden die neu gestaltete Lobby und den alten Restaurantraum zusammen.



Eine Aufnahme kurz nach Vollendung 1966. Auch die Lampen und das Mobiliar wurden nach Entwürfen von Heinrich Graf ausgeführt. Beides war bereits vor einiger Zeit entsorgt worden.



Die Open Kitchen wird wiederbelebt, während des Frühstücks als Buffet, anschliessend eben als Küche. Sie wurde von einer Verkleidung befreit und um eine Bar ergänzt.



\*Die Wand im Hintergrund hätte zwecks Erdbebenertüchtigung verstärkt werden sollen, was die Entfernung der Marmorverkleidung bedingt hätte. Stattdessen konnte die notwendige statische Ertüchtigung mittels einer zusätzlichen Stütze (links hinten) erreicht werden. Das neue Mobiliar und die Leuchten lehnen sich an die ursprünglich von Architekt Heinrich Graf entworfenen Stücke an.



\*Die Fassade des Hotels Walhalla stammt von einem Umbau im Jahr 1994 von Architekt Jörg Quarella. Sie wurde lediglich gereinigt, bei den Fenstern wurde nur die Verglasung ausgetauscht, so dass sie in neuem Glanz erstrahlt.

<b>Grundeigentümerin</b>	AXA Anlagestiftung	Winterthur
<b>Bauherrschaft</b>	Candrian Hotels AG	Zürich
<b>Generalunternehmung</b>	Eiffage Suisse AG	St.Gallen
<b>Architektur</b>	Oberholzer + Brüscheiler Architekten AG	Küsnacht
<b>Innenarchitektur (Restaurant)</b>	Atelier 72 GmbH, Raphael Otto	Ebnat-Kappel
<b>Innenarchitektur (Hotel)</b>	Iria Degen Interiors	Zürich
<b>Arbeiten Bugholzdecke</b>	Weishaupt AG	Appenzell
<b>Natursteinarbeiten</b>	Peterer Naturstein AG	St.Gallen
<b>Projektbegleitung</b>	Denkmalpflege Stadt St.Gallen, Matthias Fischer	St.Gallen
<b>Fotos</b>	*Patrick Armbruster	Zürich
	Denkmalpflege Stadt St.Gallen	St.Gallen